


HARVARDIANA · IN · NOV · ANG · ACADEMIA
ET
VE RI TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE

Im Tirol drinn'.

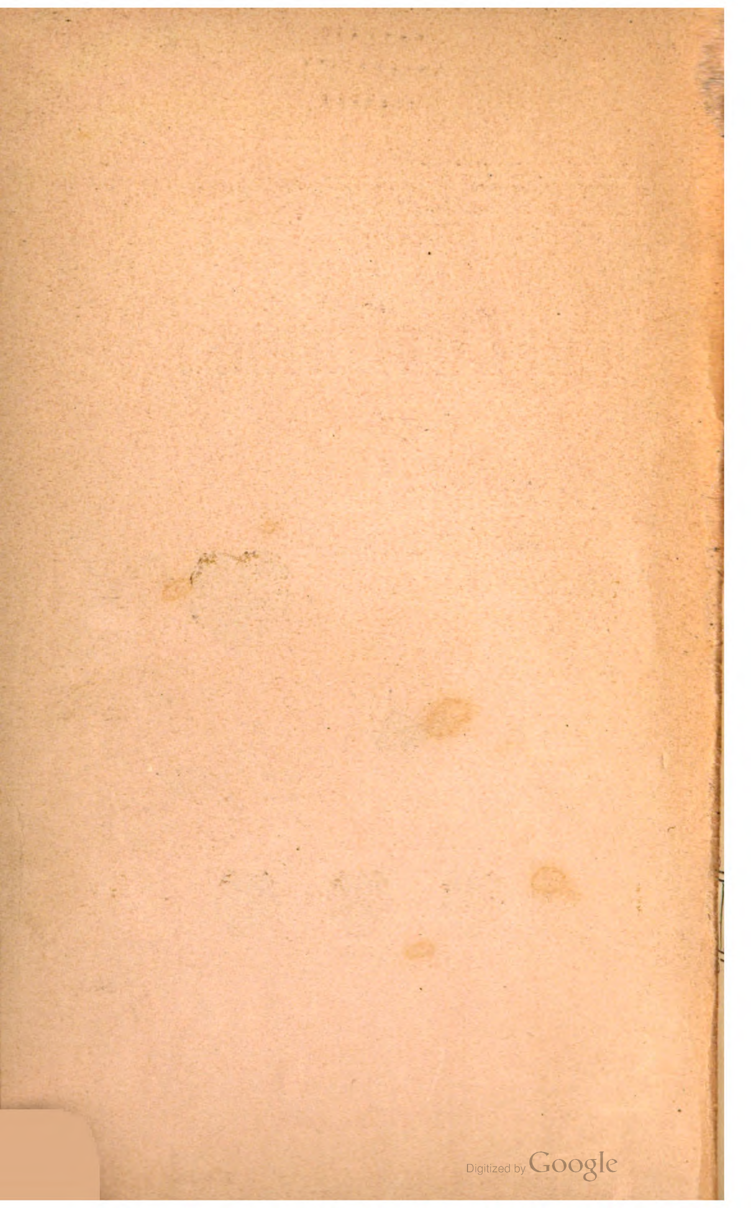
Neue Geschichten
aus den Bergen

von Sebastian Rieger
(pseud. Reimmichl.)



Brixen, 1900.
Verlag der
Buchhandlung des
Preßvereins.







Im Tirol drinn'.

X 528

Neue Geschichten aus den Bergen

von

Sebastian Rieger
(pseud. Reimmichl).

Brixen 1900.
Buchhandlung des Kath.-polit. Preßvereins.

Der Uhrenlapp.

Den „Uhrenlapp“ haben ihn die Leute genannt; mit seinem richtigen Namen hieß er der Stiegen-Zelles (Marcellus). Er war in Pretzenmarkt zuhause, das ist ein größerer Ort nicht weit von der Landeshauptstadt. Seines Zeichens war er ein Uhrenmacher, aber nicht so ganz ein ordinärer — er war Meister in seinem Fache. All die Secten und Flausen, an welchen die Uhren mitunter leiden, hatte er los; auch all die Krankheiten und Gebrechen, von welchen die Uhren befallen werden, heilte er in kürzester Zeit. Mochte eine Uhr an Katarrh und Husten oder an Lungen-

sucht und Magenweh oder gar am Faulfieber erkrankt sein, der Zelles verlor nicht den Muth. Er klemmte ein dickes Glas in sein rechtes Auge, und wenn er in das Räderwerk hineinschaute, machte er ein Gesicht wie der Uhu; er schaute immer tiefer, er schaute der Uhr bis ins Herz hinein, und bald war das Leiden gefunden. — Dann wurde eine Mixtur verabreicht, ein Umschlag gemacht oder ein Verband angelegt u. s. w. In wenigen Stunden hatte die Uhr wieder einen regelmäßigen Pulsschlag und konnte als geheilt entlassen werden.

Nicht bloß etliche Dutzend fremder Uhren hatte der Zelles jederzeit in seiner Werkstatt, wohl ein Hundert der verschiedensten Zeitmesser, die in seiner geräumigen Stube hiengen, gehörten ihm selbst. Da waren alle Gattungen und Muster vertreten: Cylinder- und Stockuhren, Schwarzwälder- und Pendeluhren, Glocken- und Spieluhren, Wecker- und Spindeluhren u. s. w. u. s. w. Weitum, landauf, landab, hatte der Zelles alles, was es Merkwürdiges und Alterthümliches an Uhrwerken gab, ausfindig gemacht und oft

um sündentheures Geld zusammengekauft. Bei den alterthümlichen Werken hatte er noch allerlei Figuren und Kunststücke angebracht. Da standen z. B. vor dem Zifferblatte zwei Schmiede; sie schlugen mit ihren Hämmern auf eine Messingplatte, der eine Viertel-, der andere Stunden. Dort zogen zwei kupferne Zillerthaler mit einer Kette am Perpendikel, der eine hin, der andere her. Hier machte das Zifferblatt ein finsteres Gesicht, dessen Augen schreckbar nach links und rechts sich verdrehten; bei einem anderen Werk hüpften gar die Stundenziffern von selbst heraus rc. — Wenn es in allen Tonarten und hundertfach „tik tak", „glipp glapp" machte, so daſs einem gewöhnlichen Menschen Hören und Sehen vergieng, dann war der Zelles erst glücklich; wenn der Stundenschlag eintraf und nun ein Rasseln und Rollen, ein Singen und Pfeifen, ein Klingen und Läuten, ein Klumpern und Pumpern, ein Schellen und Schlagen losgieng, als ob die wilde Jagd durch die Stube fahre, dann lachte der Zelles mit

dem ganzen Gesichte — er war eben ein Uhrenlapp.

Der Zelles war auch stolz auf sein Leisten und Können; er war sich vollkommen bewußt, daß er ein Künstler sei. Er äußerte sich zu wiederholtenmalen, alles, was Räder habe, könne er zum Gehen bringen, und wenn man ihm die große Himmelsuhr zu reparieren gäbe, würde er sich nicht lange besinnen.

Was der Mensch bei Tage sinnt und strebt, davon ist sein Herz auch zur Nachtzeit voll, und des Tages Sinnen und Trachten spinnt sich hinüber in die Träume.

So war der Zelles einmal nach einem schweren Tagewerk eingeschlafen, und nun hatte er einen merkwürdigen Traum. — —

Ein Himmelsbote kam hernieder in die Werkstätte und ersuchte den Zelles, gleich mit ihm in den Himmel zu reisen. Bei der großen Himmelsuhr sei abends die Thür offen geblieben, ein kleiner Engel sei unvermeint hineingeflogen und habe etwas ruiniert. Man getraue sich nicht, Gott Vater etwas davon zu sagen, weil's der Engel erwischen

könnte. Der Zelles möge nur gleich kommen und die Himmelsuhr wieder in Gang bringen. Der Zelles ließ sich das nicht zweimal sagen. Schnell war er auf den Beinen, hatte sein Festtagskleid angelegt und flog nun mit dem Himmelsboten auf einer Wolke hinauf in das Paradies. — In der Vorhalle des Himmels stand die große Uhr. Wie der Zelles sie erblickte, riß er den Mund weit auf vor Schrecken, Verwunderung und Staunen. Die Uhr war so groß wie eine Kirche und höher als ein Kirchthurm. Tausend und Millionen Räder und Rädchen steckten darinnen. Alle Räder waren aus purlauterem Gold, die Glocken oben aus schimmerndem Silber; aber Gold und Silber waren durchscheinend wie Glas; die Räder drehten sich alle in glänzenden Edelsteinen, Rubinen, Smaragden und Diamanten. Große Leitern aus reinem Krystall führten in die Höhe. Um das Zifferblatt zog sich ein Regenbogen, und oben auf der Decke glänzte eine riesenhafte Orgel. Der Zelles wischte dicke Schweißtropfen von seiner Glatze und

kratzte sich hinter den Ohren. Er kam sich jetzt als ein recht armseliger Stümper vor; in diesem Räderwerk kannte er sich nicht aus. — Da erschien der heilige Petrus und sagte:

„Schau' halt einmal nach, es wird gar so weit nicht fehlen!“ Nun steckte der Zelles wirklich seine Nase in das Kunstwerk, dann fasste er Muth und gieng in die Uhr hinein. Aber gleich musste er wieder heraus, die glänzenden Edelsteine blendeten seine Augen. Er holte aus der Ledertasche die Schneebrillen. Jetzt konnte er wenigstens unbeirrt herumschauen. Er schaute und speculierte, plötzlich that er einen Freudenschrei, er hatte den Fehler entdeckt. Nur ein winziges Rädchen war aus dem Lager geschlüpft, der Engel hatte es offenbar mit dem Flügel herausgeschlagen. Der Zelles wunderte sich, dass wegen dieses einzigen Rädchens unter den Millionen die Uhr stehen geblieben.

„Das werden wir bald haben,“ dachte er, und machte sich an die Arbeit. Er musste etwa ein Dutzend andere Räder heraus-

nehmen, um zu dem kleinen zu gelangen. Er zog fein behutsam eines nach dem anderen heraus und legte es auf den Boden. Da kam eine Schar lichter Engelchen, es waren unschuldige Kinder, die nach der Taufe gleich gestorben. Sie sangen und flogen herum; der Zelles schaute ihnen entzückt eine Weile nach. Jetzt fiengen aber die Kinder an, mit den Rädern auf dem Boden zu spielen. Auch waren sie so neugierig, flogen in die Uhr hinein und wollten alles sehen. Den Zelles verdross ihr Treiben, allein er wagte nichts zu sagen. Endlich fasste er sich ein Herz und bat recht demüthig: „Geht's, seid's so gut und stellt mir ein bisschen aus, ich habe zu wenig Platz, und lasst mir die Rädchen fein ruhig liegen!“ Da erscholl vom Himmel heraus ein Gesang, und husch waren die Engel fort. — Der Zelles hatte jetzt das kleine Rad erreicht. Er schob es in sein Lager. Nun wollte er auch die übrigen Räder wieder hineinklauben. Aber das hatte seine Mühe. Keines passte mehr an seinen Platz. Der Zelles probierte und probierte,

Stunden verflossen, und noch hatte er kein Rad hineingebracht. Es stimmte nirgends. Die Zähne griffen nicht richtig ein, die Achsen waren zu lang u. s. w. Der Zelles schwitzte und zitterte. Er versuchte die Räder einmal provisorisch hineinzulegen, damit er besser sehe, wie sie ineinandergriffen. — Da fehlten auf einmal zwei Räder.

Der Zelles hätte beinahe geflucht. Gerade zur rechten Zeit hatte er sich noch erinnert, dass er im Himmel sei. — Die kleinen, neugierigen Engel hatten gewiss die Räder zum Spielen davongetragen. Der Zelles wusste sich nicht mehr zu helfen; er hatte die schöne Himmelsuhr, statt sie herzustellen, ganz ruiniert. Er fieng an laut zu weinen und rief im Herzen zu Gott Vater.

Da stand Gott Vater schon vor ihm in unendlicher Majestät. Er streckte seine Hand gegen die Himmelsuhr aus; da that es einen Klepf, und nun waren alle Räder drinnen; sie fiengen an sich zu drehen und zu wenden — das war ein Blitzen und Glänzen — der Perpendikel gieng maje-

stätisch hin und her. Jetzt traf die Stunde ein. Der Regenbogen am Zifferblatte begann sich zu drehen; er nahm hundert verschiedene Farben an, so eigenartige, wie sie der Zelles noch nie gesehen; die Glocken gaben einen wunderbar süßen Klang; die Orgel rauschte in himmlischen Tönen, wie sie der Zelles nie gehört. Zugleich sprangen mehrere goldene Thüren auf, heraus traten Engelchöre und sangen mit himmlisch süßer Stimme: „Heilig, heilig, heilig!“ .... Da erwachte der Zelles. Die Uhren draußen in seiner Werkstatt schlugen 4 Uhr und machten ihren gewohnten Lärm. Der Zelles aber barg sein Gesicht in die Kissen und weinte.



Der letzte Schuss.

Der Kreuz-Caspar war rechter Gevatter zum Schirm-Sepp, der mit dem Teufel gerauft hat, und nächster Vetter zum Schwefel-Peter, der zu Moskau in einem Flaumbette versunken ist; auch er gehörte zur edlen Zunft der Schneider — nicht der Zuschneider, sondern der Aufschneider. — Heute, das ist am Nachkirchtag, saß wieder die bekannte Gesellschaft: der Gruben-Veitl, der Most-Hansl, der Schirm-Sepp, der Merzen-Much, der Kropf-Bartl u. s. w., droben beim Panzlwirt und that sich gütlich. Zuguterletzt erschien noch der Kreuz-Caspar. — Das

Gespräch drehte sich heute um Pulver und Blei.

„Mander," rief der Kreuz-Caspar, „das ist heute kein Schießen mehr, das ist nur eine Klepferei; in alten Zeiten woll, da hat's ordentlich gekracht; .... und lustiger ist's schon viel gewesen! Da hat's noch was zum Lachen geben, wenn der Zieler seine Spergamenten g'macht hat — auch hast ein g'scheit's Wörtl reden können: unterm Laden hast leicht Zeit g'habt ... und Leut' haben damals g'schossen, versteht's mi, Leut'! — — — — — — — — — Heutzutage kommt dir ein jeder Lausbub auf den Schießstand, packt seinen Klepfer aus, sagt nit ja und sagt nit na, brennt seine zehn, zwölf Schuss außi, packt seine Sieben-sachen wieder z'sammen, sagt nit „Grüß Gott!" und nit „B'hüt' Gott!" und —fft! Es ist g'rad, als wenn er eine Portion Eingemacht's an-g'schaff'n hätt', die er recht schnell auslöffeln müsst', dass 's ihm nit kalt wird. — — Und g'schossen hat man früher zehnmal so viel als heute, wenn's auch langsamer gangen

ist ..... Auf dem großen Kaiserschießen in Kopfstoan, da hab' ich allein vierhundert Schuss gemacht, sage vierhundert! Da ist aber auch eine noble G'sellschaft bei einander gewesen."

„Wer ist denn nacher da alles gewesen?" forschte der Kropf-Bartl.

„Wer da gewesen ist? Halt einmal i und nacher der Prinz Johann, der Büchsenmacher von Außerfern und noch eine Menge — unser lauter Bessere!"

„Was hast denn nacher heim'bracht, Caspar, einen leeren Geldbeutel?"

„Das erste Hauptbest — einen Widder mit zwanzig Pfund Wolle — das erste und zweite Schleckerbest, das erste Kranzlbest und noch fünf, sechs andere — so, das thust dir merken, Bübl, vor du's Maul zu weit aufreißt."

„O, du hast halt ein' guten Stutzen g'habt und ein Sauglück," stichelte der Gruben-Veitl.

„Freilich hab' i einen guten Stutzen g'habt, aber den hab' i in Schwaz „beim Adler" vergessen; in Kopfstoan haben sie mir nacher

einen verrosteten Bengel geliehen, weißt, so ein Schießeisen vom alten Testament; der Prügel ist dir leicht um fünf Klafter zu hoch gangen. — Wenn i hab' wollen das Schwarze finden, hab' i glei müssen auf der halben Wiese herinnen antragen — und g'schlagen hat der Teuxel wie ein Husarengaul — — — bei jedem Schuss hat's mi rückwärts bei der Thür hinausg'schmissen: der Prinz Johann hat g'lacht und g'rehrt, alles untereinander."

„Was hat denn nacher der Prinz Johann getroffen?"

„Der ist der zweitbeste Schütz gewesen, glei nach mir ..... Der hat dir aber auch ein G'wehrl g'habt, Freund, wie gegossen — und gangen ist's wie g'schmiert; du hast dir's lei brauchen zu gedenken, jetzt soll's losgehen, nacher ist der Schuss schon durch gewesen. — Mit so einem Stutzen schießet i dem Katzmar-Jörgele auf zweihundert Schritt das Tröpfl von der Nase weg."

„Oder die Nase vom Tröpfl!" bemerkte der Most-Hansl dazwischen.

Wüthend fuhr der Caspar in die Höhe.

„Ah so,“ schnaubte er, „ös wollt's mi fexen? Da kann i geh'n auch; ... Kellnerin, zahlen ... ein Fraggele Schnaps und um ein' Kreuzer Feu'r!“

„Na, na, na,“ begütigten alle, „so ist's nit gemeint.“

„Erzähl' uns etwas von deinen Jager-g'schichten,“ bat der Merzen-Much, „bist zu deinen Zeiten einmal ein tüchtiger Waidmann gewesen — hab' schon gehört.“

Nun war der Caspar an seiner schwächsten Seite getroffen. Gleich holte er das große blaue Schnupftuch aus der Tasche, entlockte seiner Nase ein paar liebliche Töne, lieferte dann eine mächtige Ladung Tabak in seine Nüstern — das war jedesmal ein Zeichen, dass dem Caspar pudelwonnig zumuthe, und dass er nun eine längere Rede zu halten gedenke.

„Ja, ja,“ begann er, „ist woll wahr, hab' meiner Lebtag vielen tausend Stück Wild das Lebenslicht ausgeblasen ... Wenn i davon erzählen soll, weiß i nit, wo an-

fangen und wo aufhören . . . . Richtig, da fällt mir g'rad' was ein, was recht Curioses . . . Einmal, es ist g'rad' Schonzeit gewesen, das heißt, man hat gar nix schießen derfen, da geh' i außi in den Wald auf die Eichkatzeln . . . Meine alte Fuchsraffel — das ist eine Büchse gewesen, eine förmliche Kanone! I lüg' nit, der Lauf ist so dick gewesen wie das Weinglasl da; leicht ein Pfund hast können hineinladen; . . . also, i nimm meine alte Fuchsraffel — das Gewehr ist jetzt im Museum zu Innsbruck — und geh' außi auf die Eichkatzeln . . . I geh' nit lang, da hör' i's rascheln und knacken. I schau' auf, und da sieh i ganz droben auf einem himmelhohen Baum g'rad' ober mir ein Eichkatzl . . . . I zieh' den Hahn auf, leg' an . . . Tusch! . . . Wie der Rauch vergeht, ist's Eichkatzl weg . . . Getroffen hab' i's gewiss, das weiß i schon . . . aber i sieh kein Eichkatzl . . . I such' um den Baum herum, i schaug alle Aeste ab . . . nirgends kein Eichkatzl . . . I will wieder laden, zieh' den Hahn auf

— da schaut der Schweif vom Eichkatzl beim Zündloch heraus . . . . . Ist mir der Teuxl nit in' Lauf hineingefallen! Ja, ja, die alte Fuchsraffel!"

Alles lachte; aber der Caspar war schon einmal im Zeug, er ließ sich nicht aus dem Concept bringen.

„Noch etwas von der Fuchsraffel," setzte er schnell wieder ein . . . „Da sind einmal im Herbst so schrecklich viel Tauben gewesen — so viel Tauben hab' i mein Lebtag nie gesehen.

Einmal in der Früh steh' i auf und sieh, der ganze Roggenacker ist blau vor lauter Tauben. I nimm meine Fuchsraffel, lad' eine halbe Maß Pulver hinein und eine Maß Schrott, thu's Fenster auf . . . Tusch! . . . Da hat lei der ganze Acker die Gigl aufgereckt . . . So viel sind liegen geblieben — zweimal hab' i einen Leiterwagen voll hereingeführt, und die Kinder sind noch den ganzen Herbst hinaus'gangen aufzuklauben."

„Es sind öpper woll alles Wachteln und Tratzvögel gewesen — keine Tauben," ließ

sich plötzlich eine dünne Stimme aus der Ecke vernehmen. Es war der Brenn-Natz, der Pöllerschütz, der so gesprochen.

„Und warum denn, wenn man fragen darf?“ brauste der Caspar auf.

„Einmal erstens, weil du mit den Tratz-vögeln und Wachteln mehr g'freundet bist als mit den Tauben, zweitens, weil du dir eine halbe Maß Pulver abzubrennen nie getraut hast,“ antwortete der Naz.

Der Caspar wurde käsweiß und zitterte mit den Lippen; endlich brach er los:

„Du armseliger Köstenbrater, der du nit einmal weißt, dass Pulver und Sägemehl nit das Gleiche ist, du willst einen alten Schützen frotzeln . . . nit lei eine Maß, einen Centner Pulver schür' i dir an, glei da in der Stube!“

„Gut,“ erwiderte der Natz, „wir wollen sehen, ob du Curasch hast, oder ob du bloß ein Strohdrescher und Aufschneider bist . . . . Im Keller drunten liegt der große Wetter-pöller; er ist gestern beim Kirchtag über-laden worden — lei ein Weinglasl zu

2*

viel Pulver ist drinnen. Es hat sich keiner getraut, den Kerl anzubrennen; — geh', sei so gut, lass'n los!"

„Lei her damit," schrie der Caspar, „und wenn der T..... drinnen ist, muss er außi!"

Die Burschen trugen den überladenen Pöller hinaus auf den Hügel. Dann zündeten sie ein Feuer an und machten die Lunte glühend, schließlich verkrochen sich alle hinter die Bäume und Steine. — Dem Caspar fieng an das Herz zu wackeln.

„Mander," rief er, „es ist eigentlich Sünde, das viele Pulver so leichtsinnig zu verpuffen — es ist schad' um die Gott's-gab."

„Wenn du kein Henner bist, lass'n los!" zischelte der Brenn-Naz hinter einem Steine hervor.

„Denk' dir g'rad', da unten auf dem Acker seien Tauben," spottete der Merzen-Much.

Der Spott that weh, und wenn er sich blamierte, war es mit seinem Heldenruhm aus ein- für allemal; der Caspar zögerte einen Augenblick, dann griff er mit zitternden

Händen nach der Lunte; zwei-, dreimal gieng er um den Pöller wie die Katze um den heißen Brei — endlich fuhr er gegen das Zündloch und schloss die Augen ....

„Mander," rief er mit weinerlicher Stimme, „wenn i hin bin, betet's mir ein Vaterunser" — da, ein Blitz, ein fürchterlicher Knall ..... das Echo toste in den Bergen. — Als der Rauch sich verzogen, war alles verschwunden: der Pöller, die Lunte und der Caspar. Von allen dreien keine Spur zu entdecken. —

Unter dem Hügel war der Niederegger-Bauer mit den Dienstboten gerade beim Kornschnitt auf seinem Acker. — Auf den furchtbaren Knall erhoben alle ihre Köpfe. Plötzlich schrie das kleine Nannele:

„Tate, da drüben ist ein Bübl vom Himmel gefallen mitten in den Roggen hinein; gewiss gibt's heut' noch eine Taufe."

Die Leute giengen nachsehen, und richtig, mitten im Korn lag ein Menschenkind: es hatte Rock und Hosen an und war ganz ausgewachsen — es war der Kreuz-Caspar.

Der Caspar war ohnmächtig, hatte aber sonst keinerlei Schaden gelitten.

Man trug ihn jetzt richtig zur Taufe. Als das Wasser der nahen Quelle auf seinen Kopf plätscherte, schlug er auch sofort die Augen auf. Von dieser Stunde an ist der Caspar feuerscheu geworden und hat weder aus einem Stutzen noch aus einem Mörser jemals wieder einen Schuss losgebrannt.

Drum folgt der Schluss, es bleibt dabei,
Dass nicht zu spassen mit Pulver und mit Blei.



Hasenbratl.

Nix Dummer's kann's wohl gor nit göb'n
Als so an Jagersmonn,
Der zielt und druckt und schießt danöb'n,
Und 's Hasal laft davon.

Der Greipen-Toni, ein alter Junggeselle, hatte eine nicht unbedeutende Erbschaft gemacht und war infolgedessen in den Ruhestand getreten. Da ihm das Feiern nicht taugte und das Mückenfangen zu langweilig wurde, so entschloss er sich, auf größere Thiere auszugehen; er pachtete die Jagd in Freiberg. — Der Toni hatte die Gewohnheit, alles, was er einmal begonnen, mit einem wahren Feuereifer durchzuführen. So hielt er es auch mit

der Jagd. Leider vermochte sein Können im neuen Beruf nicht gleichen Schritt mit seinem Wollen zu halten. Er war und blieb ein Sonntagsjäger, wie er im Buche steht. — Wenn er in seinem früheren Leben auch häufig fehlgeschossen, so war dies nur ein Kinderspiel gewesen gegen die Fehlschüsse, mit denen er jetzt Berg und Wald unsicher machte. — Der Toni war sonst kein Unmensch, aber in Bezug auf die Jagd verstand er wenig Spaß. In seinem Revier wollte er das Jagdvergnügen allein genießen; er gab keine Jagdkarten aus, und wenn er einen Raubschützen ertappte, so konnte sich dieser jedenfalls auf ein mehrtägiges Porträtsitzen hinter Schloss und Riegel gefasst machen.

Im Freiberger Jagdrevier brach nun für das Wild ein goldenes Zeitalter an. Auerwild und Rothwild, Hoch- und Tiefwild, die verschiedensten Familien der Hasen, alle Geschlechter der Sumpf- und Entenvögel, kurzum alles, was kreucht und fleucht in Busch und Wald, alles war pumperlgesund und erfreute sich eines glücklichen Daseins.

Mancher greise Hasenvater zählte bereits seine Urenkel, und manch patschiges Jung-häslein hatte schon einen Gucknahndl (Ur-großvater).

Die Füchse erreichten ein patriarchalisches Alter, sie bekamen einen silberweißen Pelz, und die Glatzköpfe unter ihnen waren keine Seltenheit. Auch mancher betagte Dachs zottelte durch die Maisfelder und suchte nach seinen herausgefallenen Zähnen. Die ältesten Waldthiere im Freiberger Revier wussten nichts mehr von einem gähen Tode zu erzählen, und das Sterben unter dem Jagdwild wäre vollständig in Vergessenheit gerathen, wenn nicht hin und wieder ein alter Fuchs am Zipperlein oder ein greiser Hase an Gliedersucht oder ein betagter Rehbock an Altersschwäche dahingeschieden wäre.

Und doch schritt der Greipen-Toni jeden Vormittag und Nachmittag durch Busch und Wald, den Schießprügel auf der Achsel, einen blauen Schnerfsack auf dem Rücken und das Herz voll blutiger Gedanken. Im Walde gieng es manche Stunde zu wie in der

Schlacht bei Custozza — das war ein Geknalle und Gepfnetsche! — Pulver und Blei stiegen im Preise. — Der Toni schoss viele kreisrunde Löcher in die Luft und viel Blei in den Nebel. — Wenn er sich schließlich ermüdet auf einen Stein setzte und die hellen Schweißtropfen von der Stirn wischte, so konnte es passieren, dass ein frecher Hase vor seinen Füßen Purzelbäume schlug oder ein munteres Eichhörnchen vom Baume herunter auf seine Glatze sprang, oder dass ein pfiffiges Füchslein die Schnauze in seinen Schnerfsack steckte. Wenn er dann zur Büchse langte, gieng sicher das Kapsel nicht los, oder er zog am falschen Drücker, oder er hatte im Eifer wohl gar vergessen, Pulver in den Lauf hineinzuladen, und das Schrott allein wollte auch nicht von Leder gehen.

Kam St. Micheli, das Namensfest des Pfarrers. Der Pfarrer, ein Spassvogel, rief den Toni zu sich.

„Toni,“ sprach er, „Ihr seid's zum Namenstagsschmaus eingeladen, wenn's mir

ein Hasenbratl besorgt; aber selber schießen müſst's es!“

„Herr Pfarrer, könnt's Euch verlassen!“ erwiderte der Toni. — —

Nun durchstreifte der Toni bei Tag und Nacht den Wald.

Der Vorabend von Micheli war da, und das Hasenbratl lief alleweil noch lustig auf vier Füßen herum. — Der Toni war auf dem Anstand draußen in den Auen. Da regte sich etwas in einer Dornhecke. Ein alter Dachs kam zum Vorschein.

„Mach' dich fort, du Rabenvich!“ schrie der Toni, „heut' ist Hasenjagd.“

Ueber ein Kleines wedelte ein Fuchs daher.

„Dank deinem Glück,“ rief der Toni, „daſs heut' nit Fuchsjagd ist.“

Wieder vergieng eine Zeit, da schlug das Dachshundl in der Ferne an. Der Toni spannte den Hahn. Richtig erschien eine ganze Hasenfamilie. — Das kurzbeinige Dachshundl war noch weit zurück, und so hatten die Häschen leicht Zeit, unmittelbar

vor dem Jäger Kopf zu stehen und ein hübsches Tänzchen aufzuführen. — Der Toni drückte . . . tusch! — Die Hasen stoben pfeilschnell auseinander und ließen den Jäger allein stehen.

Der Toni schrie: „Halt! hält! . . . es kommt noch einmal so.“

Aber die Hasen verstanden nicht deutsch, und wie sie so blitzschnell dahinflogen, kam dem Toni die Ueberzeugung, dass alle pudelgesund seien.

Erinnerte sich der Toni, dass der Mairhofer vor etlichen Tagen einen Hasen lebendig gefangen habe. — Er machte sich auf zum Mairhofer.

„Guten Tag!“ grüßte er, „ist's wahr, Ihr habt einen lebendigen Hasen?“

„Sell woll,“ entgegnete der Mairhofer.

„Könnt's mir'n geb'n? Ich leg' zwei Gulden.“

„Z'was braucht's denn 'n Has?“

„Ich thät' mir'n gern abrichten, dass ich eine Kurzweil' hab' für'n Winter . . . also könnt's mir'n geben?“

„Warum nit?!"

„Aber gut anhängen müſst's mir'n, daſs er nit loskommt."

„Sell werd'n mir ſchon machen."

Der Mairhofer hängte den Haſen mittelſt einer feſten Schlinge an eine ſtarke Schnur. — Als der Toni mit dem Haſen davontrabte, ſchlich der Bauer, der nichts Gutes ahnte, dem Jäger nach. — Draußen am Waldesrande knüpfte der Toni die Schnur an ein Bäumchen, dann gieng er zehn Schritte zurück — er muſste ja den Haſen ſchießen. — Er legte an — der Haſe tanzte unterdeſſen einen luſtigen Hopſer — tuſch! — Der Haſe — lief in klafterlangen Sätzen querfeldein. Der Toni hatte die Schnur — durchgeſchoſſen. —

Als der Toni verſchwunden, ſchickte ſich der Mairhofer an, dem Haſen wieder auf die Spur zu kommen. Es glückte ihm richtig, das Verſteck des Haſen zu finden und denſelben auch zu ſchießen. Er brachte nun den todten Haſen in den Pfarrhof und erzählte dem Pfarrer die luſtige

Geschichte; der Hase trug das famose Band noch um den Hals.

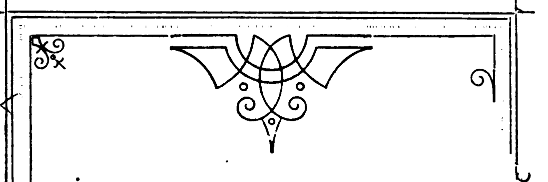
Am nächsten Tage ließ der Pfarrer dem Toni sagen, er möge auf alle Fälle zum Schmause kommen, ein Hasenbratl sei schon vorhanden.

Der Toni kam. Beim Mahle gieng es lustig her. Der Toni war in heiterster Laune und gab seine Jagdabenteuer zum Besten. — Endlich erschien das Hasenbratl — ein ganzer Hase lag gebraten auf einem weiten Teller. Am Halse trug er eine lange, dicke Schnur, die rings um den Teller herumgelegt war. — Der Toni wurde krebsroth. Da fragte ein Gast:

„Du, Toni, haben die Viecher draußen im Wald öfter solche Halsbandlen?“ Alles lachte. Der Toni aber hatte allen Appetit für das Hasenbratl verloren.

Noch in späteren Jahren behauptete er stets, das Hasenbratl sei ihm ganz zuwider.





Flegeljahre.

Die folgenden Skizzen waren ursprünglich nicht für die große Oeffentlichkeit, sondern nur für einen engen Kreis von Studienfreunden bestimmt. — Wenn der Schreiber es nun wagt, diese Kinder einer übermüthigen Stunde auch dem großen Publicum vorzustellen, so thut er dies auf ganz besonderes Drängen oben bemeldeter Studienfreunde und in der Hoffnung, dass kein Leser diese Schildereien auf die Goldwage legen werde.

I.

Der Michl kam als ein scheues, täppisches Bübl von einem tiefen

Hinterthale heraus auf die Stube. Da gieng ihm nun eine ganz andere Welt auf als die, in welcher er bisher gelebt, wo der Kirchthurm das größte Weltwunder und eine Pfanne voll Schmalzmus der höchste Genuss gewesen.

In der Stadt gieng ihm vollends der Kopf sammt Augen und Ohren davon. Den noblen Herren schaute er solange nach, als müsste er alle Knöpfe an ihren Kleidern zählen; die Frauen mit ihren schwarzen und weißen Schleiern vor dem Gesicht waren ihm ein Räthsel: endlich fiel ihm ein: „Die werden sicherlich „Nikolaus“ oder „Heilig' drei Könige“ spielen.“

In der Anstalt selber wollte es dem Michl nicht recht gefallen. Das Haus war ihm viel zu groß, und wenn er sich mitunter auf Entdeckungsreisen in die oberen Räume wagte, so irrte er wohl eine halbe Stunde herum, bis er den Rückweg antraf.

Um sich besser orientieren zu können, machte er nun an gewissen Stellen dicke Bleistiftstriche auf die weiße Mauer, worüber

die Herren Vorstände in gelinde Verzweiflung geriethen. Für den Michl war es jedenfalls gerathen, dass er seine Urheberschaft bei dieser Malerei nicht an die große Glocke hängte. — Zuhause hatte man dem Michl eingeschärft, in der Fremde müsse er an jede Thür anklopfen und den Hut abziehen, bevor er eintrete. Das befolgte der Michl wortwörtlich; er klopfte sogar an die Kirchenthür, an die Thür des Classenzimmers, der Holzhütte &c., ja selbst an gewissen verborgenen Orten konnte der Michl nicht umhin, anzuklopfen und den Hut abzunehmen.

Das lange, steife Gewand wollte dem jungen Studenten durchaus nicht behagen. Er konnte nicht begreifen, warum man im Classenzimmer nicht den Rock ausziehen dürfe. Noch weniger mochte ihm einleuchten, wozu denn ein Sacktuch nutz sei. Das Geschäft, welches man gewöhnlich mittelst eines Sacktuches abwickelt, hatte er bisher in ganz anderer Weise viel praktischer und einfacher verrichtet, und alte Gewohnheiten sind theuer.

Das Studieren machte dem „Tölderer-bübl" anfangs manchen Spaß. Besonders die hübsch gereimten lateinischen Regeln gefielen ihm. In heller Begeisterung sang er und mit ihm die ganze Classe im vollen Chor das alte und ewig neue Lied:

„Männer, Völker, Flüss' und Wind'
Und Monat' masculina sind.
Weiber, Bäume, Städt' und Land
Und Inseln weiblich sind benannt.
Was man nicht declinieren kann,
Sieht man als ein neutrum an."

Die Worte der letzten Gattung waren beim Michl freilich in großer Menge vorhanden. — Uebrigens hat sich bei dieser Gelegenheit das „Tölderer-bübl" schon als Dichter entpuppt.

Um das lateinische Lied etwas faßlicher zu machen, dichtete er folgenderweise:

„Männer, Völker, Flüss' und Wind'
Wollen nicht in meinen Grind (Kopf).
Weiber, Kinder, Bäum' und Rinder,
Städt' und Land sind uns bekannt;
Wer nicht buchstabieren kann,
Den sieht man als ein' Esel an."

Sothanes Gedicht erweckte natürlich die Bewunderung und den Beifall der ganzen Classe. Zu Ohren der Herren Professoren ist es leider nicht gekommen, sonst wäre der Michl jedenfalls prämiiert worden.

Dass der Michl fleißig studierte, darüber waltet kein Zweifel. Man sah ihm ja seine Beschäftigung schon äußerlich an. Wenn er nach den Schulstunden aus dem Classenzimmer trat, so waren zum mindesten zwei, drei Finger an beiden Händen kohlschwarz gefärbt; das kam daher, weil er sich mit Tinte und Feder soviel abgegeben. — Nicht bloß die Finger, sondern auch Nase und Wangen zeigten meistens die schwärzesten Spuren des eifrigen Studiums.

In den Heften und Büchern machten sich allerlei Sonnen- und Mondesfinsternisse, totale sowohl als ringförmige, bemerkbar.

Die Herren Professoren zollten ihm dafür wenig Anerkennung, was den Michl umsomehr verdross, als er selbst darin die augenscheinlichsten Beweise von Fleiß und Eifer erblickte.

3*

Er machte auch schnell allerlei Bekanntschaften, deutsche, wälsche und schwäbische. — Gleich in den ersten Tagen fragte er einen jungen „Schwab“ (Vorarlberger):

„Du, was hast denn für eine Nummer?“

Das Bübl aus dem „Ländchen“ schnitt eine Grimasse und sagte recht schnippisch: „Hundertnünanünz'g — wenn's scho wisse mußt, närr'sch'r Kog!“ (Hundertneunundneunzig, wenn's schon wissen mußt, närrischer Kauz.) — Der Michl stand wie aus den Wolken gefallen; er hatte kein Wort verstanden. — Deutsch war das Gerede einmal sicher nicht, wälsch auch nicht; der Knirps mußte wohl ein Gröbner sein — so dachte der Michl; — daß es noch andere Nationen und Sprachen auf der blauen Weltkugel gebe, war ihm völlig unbekannt.

Mit einem Bübl aus dem Wippthal — Marx (Marcus) geheißen — wurde der Michl auch bekannt, und mit diesem schloß er dicke Freundschaft. — Diese junge Freundschaft trug schon bald recht üble Früchte. Einmal während der Studierzeit wollte der

Marx dem Michl das Bauchreden lernen. Das Ding war so spassig, dass die ganze Classe in lautes Gelächter ausbrach. — Erschien der Vorstand, welcher die Aufsicht führte, und nahm den Marx mit sich ins Nebenzimmer. Drinnen hörte man bald ein Sausen durch die Luft und dann einen Schlag.

Der Michl sagte halblaut:

„Jetzt hat's eins g'schlagen."

Allgemeines Gelächter. — Da erschien der Vorstand und fragte:

„Was gibt's da?" — „O, der Michl hat g'sagt, es hab' eins g'schlagen," antwortete ein sehr freundlicher College. — „A so, so," bemerkte der Vorstand, „komm nur, Michl, lassen wir's gleich zwei schlagen!"

Der Michl wankte dem Gestrengen nach, und bald tanzte das spanische Röhrl im großen Takt zweimal auf seine Handfläche.

Das war die Feuerprobe der edlen Freundschaft, und sie ist infolgedessen noch dicker geworden. Der Michl und Marx schlossen sich eng aneinander und theilten redlich ihr Wissen

und Können, das heißt, wenn der eine nichts wusste, wusste der andere auch nichts, und wenn der eine in eine Suppe gerieth, saß der andere noch tiefer drinnen. — Nur einmal wäre es dem Marcus allein bald schlecht gegangen. Er hatte nämlich den Plan, eine kleine Dampfmaschine zu fabricieren. Zum Behufe des Bleigießens hatte er in einem verborgenen Hausgange ein kleines Feuer angemacht — wurde ob solcher Frevelthat erwischt und der Brandstiftung verdächtigt, was bald eine gewaltsame Trennung der dicken Freundschaft herbeigeführt hätte. — Doch das Wetter gieng vorüber. — Nach und nach erwachten edlere Bestrebungen und tauchten höhere Ziele auf. — Es wurde ein Theater arrangiert. Die Rollen waren: ein Wirt, vier Handwerksburschen und ein Geist. Das Stück war nicht geschrieben und noch weniger gedruckt. Es wurde einfach vorher ausgemacht, was geredet und gehandelt werden solle; im übrigen konnte jeder seiner Zunge freien Lauf lassen, nur musste der zweite gleich anfangen zu reden,

sobald der erste aufgehört hatte. Das Stück gieng mit großem Applaus über die Bretter. Die Rede kam nie ins Stocken, und schließlich hatte jeder Spieler nur die Klage, dass er viel zu selten zum Reden gekommen und noch soviel Gescheites gewusst hätte.

Die Herren Professoren erlangten von dieser großartigen Leistung Kenntnis, und am nächsten Tage treffen wir die ganze Theatergesellschaft — sechs Mann hoch, darunter auch den Michl und den Marx — in der Rechenstunde vor die Tafel gerufen, um ihre Weisheit glänzen und ihren Redefluss strömen zu lassen. Aber heute war das Brünnlein abgefroren; keinem wollte ein Weisheitssprüchlein einfallen — und gestern waren die Sprüche so billig gewesen.

Der Michl dachte: „Weiß der Marx nichts, weiß ich auch nichts.“ — Der Marx dachte: „Sagt der Michl nichts, sag' ich auch nichts“, und die andern vier sagten noch weniger als nichts. Alle sechs steckten die Köpfe in die Tafel; die Ziffern tanzten lustig Polka auf der schwarzen Fläche.

Unterdessen hielt der Professor eine kräftige Standrede, deren Schluss lautete: „Sechs mal sechs ist sechsunddreißig — rechtsum, marsch!“ . . . .

Das war jedenfalls auch ein Theater. — Damit die verehrten Leser aber wissen, was es mit den „sechsunddreißig“ für eine Bewandtnis hat, so will der Schreiber ihnen verrathen, dass ein jeder von den sechs Theaterspielern einen Sechser erhielt, nicht einen Silbersechser, sondern einen abscheulichen Notensechser, und das bedeutet bei den Studenten gerade soviel als bei Bauern, wenn sie Unglück im Stall haben.

II.

Gelernt hat der Michl die verschiedenartigsten Wissenschaften, alte und neue. Lateinisch und deutsch konnte er nicht bloß sprechen und schreiben, sondern er wusste auch höchst anmuthige Verse in beiden Sprachen zu verfertigen. In den lateinischen Versen wurde er so gewandt, dass er davon im Tage leicht ein Pfund zustandebrachte.

In der deutschen Sprache hatte es aber seine Schwierigkeiten wegen der verhexten Reime. — Das Ding floss langsam. Verband sich darum der Michl mit dem Marx, und nun wurde in Compagnie gearbeitet. Der eine machte den Vers, und der andere flickte den Reim hinzu: — wie die Sohle auf den Stiefel. — Der Michl hatte sich im Laufe der Zeit eine sehr reichhaltige Sammlung, eine förmliche Menagerie von allen möglichen und unmöglichen Reimen angelegt. — In Compagnie gieng nun das Geschäft mit Glanz. Alles wurde angedichtet und angesungen: Sonne, Mond und Sterne, die Vögel in der Luft und die Fische im Wasser, die vierfüßigen Thiere und zuletzt die Menschen — nichts war vor den Reimkünstlern sicher.

Die Form war natürlich kunstvoll, die Gedanken geistreich nach dem bekannten Muster:

„Hier ruht Maximilian Melcher,
Schuhmachermeister gewesen ist welcher."

Lautete eines Tages die Schulaufgabe: eine kleine Erzählung in Versen

zu bearbeiten. — Jetzt war der Augenblick gekommen, wo der Marx und der Michl ihr Licht konnten leuchten lassen und in kürzester Zeit zur Weltberühmtheit gelangen. Im Schweiße des Angesichts wurde das große Werk vollführt. Die glänzendsten Reime wurden in der Sammlung aufgestöbert, als da sind: „Bauch“ und „Schlauch“, „Magen“ und „verschlagen“, „Fex“ und „Klex“, „Studentl“ und „Murmamentl“ (Murmelthier) u. a. m. Dass diese originellen Reime auch abgrundtiefe Gedanken in sich schlossen, werden die Leser umsoweniger bezweifeln, als sie erfahren, dass der Anfang des Gedichtes sehr lebhaft an die bekannte Strophe erinnerte:

„Finster war's, der Mond schien helle,
Grün war die beschneite Flur,
Als ein Wagen mit Blitzesschnelle
Langsam um die Ecke fuhr.“

In Anbetracht der herrlichen Leistung, und damit der Herr Professor ja auch das richtige Maß der Schätzung an die meister-

hafte Dichtung anlege, konnte es sich der Marx nicht versagen, noch eine kleine Schluss-strophe anzufügen, welche folgendermaßen lautete:

„Zuletzt sei euch noch anvertraut,
Dass ich zwei Federstiel' zerkaut,
Und dass den holden Dichterschimmel
Nicht reiten kann ein jeder Lümmel."

Der Herr Professor war ganz entzückt über die geistreichen Arbeiten, so zwar, dass er dieselben in seiner Brieftasche barg und zum ewigen Andenken aufbewahrte.

Um dieselbige Zeit wurde der Michl mit dem fernen Amerika etwas näher bekannt, und zwar vermittelst einiger Cigarren aus Portorico. — Die ersten Barthaare sprossten schon um Kinn und Wangen, und drum hielt es der Michl zuhöchst an der Zeit, die edle Rauchkunst zu erlernen. Mit den sanften Portoricanern wurde der erste Versuch gemacht. — Amerika gilt als ein rebellisches, revolutionäres Land. Dass es wirklich ein solches ist, hat der Michl gleich an seiner

Bekanntschaft mit den sanftesten amerikanischen Cigarren erfahren. Die Portoricos machten einen solchen Rebell in seinem Magen, dass alle Beschwichtigungsversuche nichts nützten ..... kurz, die Amerikaner gaben nicht nach, bevor sie nicht den Magen vollständig umgedreht hatten. — Zum Ueberfluss blieb noch durch mehrere Tage hindurch ein bitterer Nachgeschmack, gegen welchen der kneippische Wühlhuber der reinste Gerstenschleim gewesen wäre. — Die edle Rauchkunst hat dem Michl späterhin noch viele Schwierigkeiten gemacht, aber schließlich hat er sie doch erlernt.

Recht vielen Schweiß hat ihn auch die Erlernung der Rechenkunst oder der Mathematik gekostet. Mit der Mathematik stand er durch Jahre hindurch auf dem Kriegsfuße. Einmal wurde ihm in diesem Fache die Note „unsicher" zuerkannt. Da stieg dem Michl ein Zweifel auf. Er konnte nicht herausbringen, wer denn unsicher sei, der Michl vor der Mathematik oder die Mathematik vor dem Michl. — War in den-

selben Tagen ein neues Lehrbuch erschienen mit dem anmuthigen Titel: „Einleitung in die analytische Geometrie“ u. s. w. Der Michl wollte probieren, was denn heraus-komme, wenn man einige Buchstaben in dem hübschen Titel etwas versetze — und richtig, mit Anwendung von etwas Radier-gummi und einiger Setzerkünste hieß der Titel bald: Einbläuung in die mephitische Quälmetrie“ u. s. w.

Das war aber ein Capitalverbrechen gegen die edle Mathematika, und musste dasselbe mit einigen schöngerollten Sechsern gebüßt werden. — War jedoch der Michl recht zu bemitleiden, denn in der Mathe-matikstunde verspürte er jederzeit ein heftiges Kopfweh, und Studentenkopfweh ist das schlimmste von allen — das muss man probiert haben!

Noch vieles andere hat der Michl ge-lernt, so z. B. Italienisch und Französisch. Das Italienische hat er später recht gut brauchen können. Im Französischen hat er's nicht weit gebracht. Die Franzosen

gelten als das nobelste Volk, als ein Volk von Geist und Bildung. — Der Michl hat sich gedacht, einige Pfund Bildung und ein paar Liter „Geist“ könnten ihm auch nicht schaden, und darum hat er das Französische angefangen. Stieg ihm jedoch bald die Furcht auf, er könne am End' gar zu viele Sprachen zusammenbringen, und so ließ er das Französische mit einem halben Jahrcurse bewenden. — Die Franzosen reden bekanntlich durch die Nase. Durch die Nase zu reden, hat der Michl erlernt, und mehr Französisch hat er bis heute nicht gebraucht.

Endlich, nachdem er sich soviel mit den Wissenschaften herumgeschlagen, wurde der Michl erst inne, dass er eigentlich viel zu wenig sehe. — Da war schon höchste Zeit, Vorsorge zu treffen und Augengläser zu beschaffen. — Richtig, der Michl erhielt ein paar Augengläser vom reinsten, wasserhellen Fensterglas. Durch diese Brillengläser sah er nun die ganze Welt viel größer und in einem ganz anderen Lichte.

Wieviel er an Weisheit und Gelehrsamkeit profitiert hat durch die Gläser, das läfst sich gar nicht sagen. Zuhause mochte der Michl die Brillen nicht tragen — sie waren ihm zu uncommod — aber auf den Spaziergängen mufsten sie freilich aufgesetzt werden — das war schon wegen des Verkühlens. — Also, liebe Leser, wenn einer oder der andere irgendwo einen Bub auf der Stube hat, so kauft's ihm nur bald Augengläser, denn erstens helfen sie für die Gesundheit und zweitens gegen den Katarrh. Der Michl hat's probiert.

III.

Zum besseren Verständnis der folgenden Zeilen mufs der Schreiber in seiner Erzählung etwas zurückgreifen.

Der Marx war schon von Kindsbeinen an eine praktische Natur, ein geborner Tausendkünstler, was er auch jetzt noch ist.

Schon in den Kinderjahren hatte jedes Hölzchen und jeder Stein für ihn den gröfsten Wert. Wenn er irgendwo ein Zündhölzchen fand, so brannte gewifs in

einer halben Stunde in der Holzhütte oder im Futterhause ein nettes Feuerchen. — Als die Großmutter den kleinen Knirps noch in der Wiege schaukelte, da hatte sie bereits eine Ahnung vom aufkeimenden Talent des jugendlichen Marx. Sie sagte zu wiederholtenmalen: „Na, aus dem Bub wird noch einmal ein ganzer Schismatiker.“ (Sie wollte sagen: ein Mechaniker.)

Im Laufe der Jahre hat sich das praktische Element beim Marx noch weiter entwickelt. In seinem Studierpulte schaute es weiland aus wie in einem Tröblerladen. Da lag neben der griechischen Sprachlehre ein Stück Brot, neben der Geographie eine Leimpfanne, das Rechenbuch in einem Schreibärmel; Tinte und Magentropfen, Bleistift und Bärenzucker, Federn und Schuhnägel, Zirkel und Zange, Handschuh' und Hammer, Bohrer, Tafel, Schwamm und Griffel, Holz, Papier und Tuchreste, Glascylinder und Zinnpfeifen, Hefte, Papiere, Stopsel, Fingerhut, einzelne Hauptstücke von diversen Büchern und Wissen-

schaften — alles lag in wunderbarer Harmonie durcheinander.

Einmal fand der Marx eine Claviertaste. Gleich erhielt dieselbe einen Platz in seinem Museum, wo sie zur weiteren Verwendung aufbewahrt wurde. Die Gelegenheit, wo die Taste ihrem Gebrauche zugeführt werden sollte, ließ nicht lange auf sich warten.

Der Marx und der Michl saßen in der Schule in der letzten Bank, auf der äußersten Linken. — Obwohl sie nicht offene Obstruction betrieben wie Schönerer und Wolf im Parlament, so fand der Herr Professor doch immer wieder Gelegenheit, bald den einen, bald den anderen zur Ordnung zu rufen. Endlich war die Geduld des strengen Herrn erschöpft. Er donnerte von seinem Katheder herunter: „Was ist da drunten für ein Markt?“

„Rossmarkt!“ erwiderte ganz leise der Michl. — Aber der Herr Professor hatte dünne Ohren; er hatte das Wörtchen aufgefangen. — Der Michl kam wegen seiner

Freimüthigkeit in den Carcer. — In der Schule wurde ihm ein anderer Platz angewiesen, und es traf ihn, unmittelbar vor dem Marx zu sitzen. — Da hat der Marx alle Freundschaft und Treue vergessen und dem schwergeprüften Michl einen argen Streich gespielt. — Die alte Claviertaste nagelte er mit einem Ende unter die Sitzbank vom Michl. Am anderen Ende befestigte er eine Nadel. Durch das Sitzbrett bohrte er mittelst einer Ahle ein ganz kleines, feines Loch, so dass die Nadel commod durchschlüpfen konnte. — Wenn der Marx auf die Taste drückte, schoss die Nadel blitzschnell in die Höhe und kehrte ebenso schnell wieder in ihr Versteck zurück, ohne eine Spur von ihrem Dasein zu hinterlassen. —

Es kam die Schulstunde. Der Michl saß ruhig vor dem Marx und lauschte wissbegierig den Worten des Herrn Professors. — Den Marx juckte es in einemfort, die Maschine unter der Bank spielen zu lassen, und doch wagte er es nicht. — Endlich

konnte er dem Drange nicht mehr widerstehen, er musste ein wenig versuchen. Er drückte ganz leise auf die Taste — da schoss der Michl in die Höhe. — „Das geht herrlich, ganz telegraphisch," denkt der Marx und tupft ein zweitesmal. Der Michl fährt wieder auf und betrachtet nun die Bank, kann aber nichts Verdächtiges erblicken.

Da ruft schon der Professor von der Kanzel hernieder: „Ruhig da drunten! — Geht die Lumperei schon wieder los? ... Michl, Sie werden sehen, wie's Ihnen geht!!" -- Der Michl setzt sich ganz erschüttert auf seinen Platz. Der Herr Professor erzählt weiter. — Nun stellt derselbe eine Zwischenfrage. Alles schweigt. Der Professor fragt noch dringender: „Wer weiß das?" ... „Wer weiß?" ... „Wer weiß?" Der Marx drückt auf die Taste, und der Michl fährt in die Höhe.

„Ah, schön," ruft der Professor, „weiß gar einmal der Michl etwas! ... Also, Michl, wie heißt's?"

4*

Der Michl jedoch blieb so stumm wie all die Millionen Fische im Stillen Ocean und wurde so roth wie die Krebse in der Pfanne. — Nun gieng freilich ein heftiges Donnerwetter über den Michl nieder. „Wenn Sie nichts wissen, bleiben Sie sitzen," hieß es, „sonst schlägt gar noch der Blitz in Ihren Strohkopf, und es entsteht eine Feuersbrunst" u. s. w. Der Michl war wie vernichtet. Er setzte sich nieder und knirschte mit den Zähnen. — Es dauerte nicht lange, da machte der Marx wieder einen Versuch; er drückte auf die Taste, und zwar forte oder fortissime. — Diesmal gab das Clavier einen Ton: „Au — au — au!" schrie der Michl und fühlte nach der getroffenen Stelle.

„Was ist das? Was gibt's da?" schrie der Professor und sprang vom Pulte herunter.

„Herr Professor — in der Schule da sind Flöhe, oder Wanzen, oder Ratten, oder noch größere Raubthiere — die beißen und kratzen," war des Michls Antwort.

Die ganze Classe lachte; der Herr Professor glaubte, er werde zum Besten gehalten, und der Michl kam wieder auf einige Stunden in die Dunkelkammer.

Bald erfuhr der Michl die Treulosigkeit seines Freundes und das Wirken der unterirdischen Maschine. Bei einem Haar wäre die edle Freundschaft in Brüche gegangen. Jedoch der Marx und der Michl waren zu nahe verwandt, und darum verzieh der Michl, aber vergessen hat er die Geschichte nicht sobald.

„Eine Hand wäscht die andere," und so kam auch für den Marx die zahlende Stunde. — Der Marx gehörte zwar nicht zu jenen Thieren, welche von ihrem eigenen Fette zehren und einen regelmäßigen Winterschlaf halten, jedoch sein regelmäßiges Mittagsschläfchen musste er haben. Für dieses Mittagsschläfchen mussten die nachmittägigen Schulstunden herhalten. Der Marx legte seine beiden Arme kreuzweise über die Bank, sein kummerschweres Haupt

auf die Arme, und bald umgaukelten ihn die süßesten Träume. Vorher aber schärfte er dem Michl jederzeit ein: „Du, wenn ich gerufen werde, weckst mich gleich!"

Eines schönen Nachmittags konnte der Michl aus dem kräftigen Schnarchen in seinem Rücken erkennen, dass der Marx die Welt mit ihren Sorgen und Plagen vergessen habe und in das selige Traumreich hinübergeschlummert sei. — Der Herr Professor hielt gerade einen Vortrag über die Astronomie oder Sternkunde. Plötzlich setzte er aus, um eine Prise zu nehmen. Diese Ruhepause kam dem Michl sehr günstig. Er rüttelte heftig den schlummernden Marx und flüsterte ihm zu: „Schnell hinaus zum Pult!" Der Marx fuhr in die Höhe und stürmte hinaus vor den Professor. Der Michl hatte noch Zeit, ihm nachzurufen: „Die Fixsterne!"

Der Marx postierte sich stramm vor dem erstaunten Herrn Professor, und ohne sich

lange zu besinnen, begann er mit glocken-
heller Stimme: „Die Fixsterne heißen:
Der Schütz, der Steinbock, der Scorpion,
der Krebs, die Zwillinge, der große und
der kleine Bär, der Wagen“ u. s. w. Der
Professor lachte laut, und die ganze Classe
lachte mit. Endlich fasste sich der Pro-
fessor und sagte: „Sie erzählen uns hübsche
Neuigkeiten! . . . Was wünschen Sie denn
überhaupt?“

Der Marx schnitt ein Gesicht, so drollig
wie ein Kaninchen; endlich ließ er sich ganz
schüchtern vernehmen: „Herr Professor haben
mich gerufen.“

„Ich habe dich nicht gerufen, Samuel,
mein Sohn,“ lachte der Professor, „geh'
hin und schlafe weiter!“

Der Marx wurde krebsroth, dann wankte
er unter lautem Halloh der Classe an seinen
Platz. — Auf den Michl warf er einen
spinnegiftigen Blick, und der Michl lachte
sich ins Fäustchen.

Dürfen die Leser aber nicht glauben,
dass sich zwischen dem Marx und Michl

ein dreißigjähriger Krieg entsponnen habe, im Gegentheil — nach der Schulstunde sagte der Michl zum Marx: „Jetzt sind wir quitt", und der Marx sagte: „No nit", und hiemit begann der dreißigjährige Frieden.



Die beiden Gevattern.

Das Zündhofer- und Zaunhofer-gut grenzten unmittelbar aneinander. Die Besitzer mussten abwechselnd den Scheidezaun zwischen den beiden Höfen je 20 Jahre lang einhalten. Auch die Häuser standen so nahe beieinander, dass man sich durch die Fenster gegenseitig die Hände reichen konnte. Die beiden derzeitigen Besitzer waren in einem und demselben Jahre geboren, hatten im gleichen Jahre geheiratet, hatten sich gegenseitig die Kinder aus der Taufe gehoben und zur Firmung geführt, giengen mitsammen

auf den Markt, bearbeiteten mitsammen ihre Güter, kurz, sie hausten wie zwei Brüder.

Dieses friedliche und freundnachbarliche Verhältnis muss aber dem Krieganstifter und Zankbart in der Hölle gar schwer im Magen gelegen sein, denn er gab sich alle Mühe, um zwischen den beiden Nachbarn das Wasser zu trüben. Er schickte seine Postenträgerinnen alle Jahre ein paarmal zum Zündhofer und Zaunhofer, aber das verfieng nicht. — Nun begann der schwarze Meister selbst auf dem Scheidezaun zwischen den beiden Höfen zu reiten, und richtig, da gab es Feuer. — Der Zündhofer behauptete, sein Vater selig habe vor 20 Jahren das Holz zur Herstellung des Zaunes geliefert, und der alte Zaunhofer habe den Zaun gemacht. Für die Holzlieferung müsse der Zaunhofer wenigstens den Zaun noch fünf Jahre einhalten. Der Zaunhofer steifte sich hingegen auf den Vertrag und erklärte, die 20 Jahre seien um, und jetzt müsse der Nachbar die

Last übernehmen. Auf gütlichem Wege wurde nichts ausgerichtet, und die Sache kam vor Gericht. Jeder der zwei Nachbarn nahm sich einen Advocaten. Die Advocaten setzten ein jeder seinem Schützling haarklein auseinander, dass er vollkommen im Rechte sei, da fehle kein i-Tüpfel, und er müsse den Process gewinnen, nur werde es etwas länger dauern. — Die zwei Nachbarn trugen ihre blanken Thaler schön geduldig den Advocaten in die Stadt. Als die beiden Advocaten die zwei Höfe ordentlich ausgemolken hatten, riethen sie zum Vergleich. Der kam auch zustande, und zwar in der Weise, dass die zwei Bauern von nun an, getrennt, ein jeder die Hälfte des Zaunes einhalten mussten. — Die Sache wäre hiemit geschlichtet gewesen, allein sie war es halt doch nicht. Ein jeder von den zwei Bauern hatte ordentlich Magenweh um die blanken Thaler, die er für nichts und wieder nichts in den Bach geworfen, ein jeder war mit dem Vergleich unzufrieden, und sie liefen

mit den alten Briefen noch immer bei den Winkeladvocaten herum. Wenn sie sich auf dem Wege trafen, bekam ein jeder das Schielende; dem einen standen die Augen nach rechts, dem anderen nach links, keiner sah den anderen. Sie sagten sich auch zu verschiedenenmalen ordentlich die Meinung und warfen sich gegenseitig Prügel unter die Füße, wo sie nur konnten. Ein jeder verhängte seine Stubenfenster nach der Seite des Nachbarhauses hin, damit ihm der andere „nicht in die Pfanne sehen könne“. Da trat eines Tages beim Zaunhofer ein freudiges Ereignis ein. Der Schutzengel brachte dem Zaunhofer einen jungen Prinzen in sein Hinterstübele hernieder. So glücklich und freudig ein solches Ereignis den alten Zaunhofer anderemale gestimmt hatte, ebenso verdrießlich und bitter machte es ihn heute. Es handelte sich nämlich um einen Göthen für das junge Menschenkind. Seinen rechten Gevatter, den Zündhofer, mochte er nicht darum bitten — Gevatterschaft wechseln machte

großes Aufsehen und war eine Schande vor der ganzen Gemeinde. Es war darum trotz des freudigen Ereignisses recht still im Zaunhofe. Nur der allerjüngste Zaunhofer, der gerade vom Himmel gekommen, schrie und lärmte, dass es im ganzen Hause schallte, gleich als wollte er protestieren dagegen, dass er solange ein Heide bleiben müsse und sich nicht zum Christenthum bekehren dürfe. Der Vater hielt ihm unwillig die Hand vor den Mund, damit man den Kinderlärm im Nachbarhause nicht vernehme.

Aber im Nachbarhause war dieselbe Verlegenheit wie beim Zaunhofer. Merkwürdigerweise war am gleichen Tage dem Zündhofer ein Prinzesslein zum Fenster hereingeflattert, hatte sich schnurstracks in die Wiege hineingelegt und wollte sich nicht mehr daraus vertreiben lassen. — Es dauerte nicht lange, so erfuhr ein jeder der zwei Nachbarn und Gevattern das Ereignis im Hause des anderen. — Nun wollte ein jeder zuschauen, was der andere

thue. Einem jeden wäre es recht gewesen, wenn der andere sich um einen neuen Gevatter umgesehen hätte, aber keiner wollte damit den Anfang machen. So warteten sie drei bis vier Tage, und die Heidenvölker erhoben ein immer lauteres Geschrei in den beiden Häusern. — Die zwei Mütter weinten den ganzen Tag aus Kummer und Angst um die ungetauften Kinder.

Endlich konnte der Zaunhofer selber es nicht mehr aushalten. Er legte seinen Feiertagsrock an und machte sich auf den Weg zum Nachbar. Der Zaunhofer war aber ein schlauer Kopf; wenn er auch den ersten Schritt zum Entgegenkommen machte, so wollte er doch auf listige Weise den Nachbar dazu bringen, das erste erlösende Wort zu sprechen. — Er trat also in die Stube des Nachbars. Der Zündhofer saß in der grießgrämigsten Laune hinter dem Tische und stützte den Kopf in die Hände. Droben auf dem Ofen lag der Großknecht, der alte Tonl, und schnarchte.

„Guten Tag, Gevatter!“ grüßte der Zaunhofer.

Für einen Augenblick leuchteten die Züge des Nachbars auf, dann umwölkten sie sich wieder, und der Zündhofer knurrte: „Guten Tag!“

„Ich hätt' eine Bitt',“ fieng der Zaunhofer an, „mein Jüngstes, 's Nannele, hat soo'l das Bauchweh, wir können's gar nit derstillen, wir müssen's lei in die Wiege legen, vielleicht hilft das. Unsere Wiege ist beim Tischler zum Reparieren — thätst mir nit eure Wiege leihen.“

„Wir brauchen die Wiege nit,“ sagte der Zündhofer, „aber sie ist in der Kornkammer droben, und i mein', es ist Haber drinnen, i kann sie nit lassen ausraumen.“

Jetzt wurde der Zaunhofer wild.

„Ah so,“ schrie er, „Haber ist drinnen? — — I mein' eher, ein junges Heidenmadl ist drinnen — — man hört's ja schon vier Tage lang hinüberschreien.“

„Ah so? Hört man's hinüberschreien?“ fuhr jetzt der Zündhofer auf, „und dein

Haidenbub plärrt schon eine halbe Woche und weckt mein Kind aus dem Schlafe!" —

Die beiden wären hart aneinander gerathen, da stand plötzlich der Großknecht, der Tonl, vom Ofen auf, setzte sich auf das vorderste Ofenbrett, ließ seine Füße vorn herunterschlenkern und begann mit ernster Stimme:

„Des Bauern, i bin jetzt 70 Jahr'; i bin schon auf dem Hof dagewesen, wie ös zwei noch mit den Mucken g'flogen seid. Deswegen kann i mi schon getrauen, euch einmal ein Capitel zu lesen. — Solche Kreuzköpfe wie euch zwei hab' i mein Lebtag — und i bin 70 Jahr' — keine getroffen. Zuerst tragt's euer schönes Geld den Advocaten in die Stadt, streitet's einander den Speck von euren Höfen weg, hängt's euch gottlose Mäuler an wie zwei Klatschweiber, dann könnt's euch nimmer anschauen und gebt's der ganzen Gemeinde ein Aergerniß. — Jetzt will euch der liebe Herrgott wieder zusammenbringen und schenkt euch am gleichen Tage ein Engele, und da

hat der eine Haber in der Wiege, und der andere möcht' gar ein krankes Kind hineinlegen. — Dabei rehren sich eure Weiber die Augen heraus, und ös zügelt's Heidenkinder auf — — fürchtet's euch nit vor der Straf' Gottes?" — Der Knecht zog seine Füße wieder hinauf und legte sich zurück auf den Ofen. Der Zündhofer rührte sich nicht, er saß da wie ein armer Sünder. Der Tonl war schon seit 50 Jahren im Hause, und er stand in Achtung bei allen Leuten, fast mehr wie der Bauer selbst. Was der Tonl sagte, das musste gelten.

„Da gieng aber der Zaunhofer los:

„Du, Knecht," schrie er, „das lassen wir uns nit gefallen. Wenn du mir etwas zu sagen hast, dann kommst zu mir ins Haus! In einem fremden Haus lass i mi nit heruntermachen . . . Und auf meinen G'vatter lass i schon gar nichts kommen! . . . . Das ist ein rarer Mensch, und die ganze Gemeinde muss Respect vor ihm haben . . . Wenn er ein Madl hat, dann heb' i's ihm aus der Tauf', und das geht kein' Mensch'

nichts an, verstanden! ... Und 's Geld können wir geben, wem wir wollen — wir haben's ja ..."

Nun bekam auch der Zündhofer Gurasche: er setzte gleich ein:

„Und wenn unsere Weiber rehren, dann sind's unsere Weiber, und geht's kein' Mensch' nichts an ... haben auch keine Ursache zu rehren ... Wenn der Zaunhofer einen Bub haben thut, dann bin i sein Göthe, das weiß jede Kuh, und wir lassen unsere Kinder nit als Heiden verschimpfieren ... und Bauer bin i, dass du's weißt!"

Der alte Knecht zog seine Pelzmütze über das Gesicht und lachte, dass es ihn schüttelte. — Die zwei Bauern aber warfen sich in ihren Festtagsstaat, und bald schritten sie laut plaudernd und lachend hinter zwei Mägden, die beide einen weißen, seidenverhüllten Polster in den Armen trugen, zur Dorfkirche hinunter. — Da drunten ließen sie aus zwei Heiden, die schon vier Tage verstockt gewesen, eifrige Christen machen.

Hernach beim Taufschmaus wurden die beiden Gevattern immer lustiger; der Zaunhofer wollte seinen Nachbar, den Zündhofer, alleweil küssen — der Zündhofer aber hielt eine Rede über die andere. Erst spät abends zogen die beiden Arm in Arm nachhause und sangen:

„Und a so zwoa wie mir zwoa,
Die find't man nit bald,
A Herz und a G'müeth, mir sein a nit alt" u. s. w.

Das schöne nachbarliche Verhältnis lebte wieder auf. — Später hat der älteste Zaunhoferbub ein Zündhofermädl geheiratet, und nun wurde der leidige Teufelszaun zwischen beiden Höfen gar weggerissen.



I geh' heim ins Tirol.

Es war ein blutjunges, frisches Dirnl, das alle Jahre am Veitstage auf die Planalpe hinaufkam und bis zum Rosenkranzfest droben blieb. Die Speik-Gretel ward sie geheißen; sie hatte Wangen so roth wie die Alpenrosen und tiefblaue Augen, noch blauer als die Speikblümlein, welche droben auf den Alpenweiden dufteten; sie hatte ein Gemüth wie eine Glocke und eine Stimme wie ein Kanari. Auf der Alpe droben war sie so recht in ihrem Element: Sie kam sich vor wie ein Vogel in der Luft; nach der Alpe war den ganzen

Winter über ihr Sinn gerichtet; nach der Alpe schaute sie mit Sehnsucht, sobald der Frühling die ersten schwarzen Flecken aus dem Schnee herausgegraben; von der Alpe zog sie mit Wehmuth, wenn der Herbstschnee sein weißes Kleid über die Bergspitzen herunterschob; auf der Alpe droben sang und jodelte sie den ganzen Sommer. Das klang so frisch und hell wie das Trillern einer Lerche:

„Auf der Alm, da is lustig, auf der Alm, da is guat,
Da hab'n die Berg' a grün's G'wandl und der Himm'l an blau'n Huat.

Auf den Wies'n und auf den Weiden, da drob'n auf der Alm,
Da kenn' i anied's Kräutl, anied's Grasl, anied'n Halm."

Sie plauderte und schäkerte mit den Blümchen und Gräsern, mit den munteren Kälblein, mit den muthwilligen Schneevögelchen, mit den geschwätzigen Eiswässerchen, mit den sonnigen Bergen, ja selbst

mit dem Wind und den Wolken, die so nahe über ihrem Kopfe dahinzogen.

— — — — — — — — — — —

Wieder hatten die Antlasglocken ausgeklungen, der Veitstag war da, und auch die Speik-Gretel war bereits droben auf der Alm. Aber heuer war das Mädchen nicht so frisch und munter wie andere Jahre — ein Schatten lag auf seinem Gesichte.

Es sollte ja heuer der letzte Sommer sein, den es auf der Alm zubringen konnte.

Der Zieler-Sepp, ein wohlhabender, braver Jungbauer, war zu Pfingsten gekommen und hatte die Gretel gebeten, sie möchte mit ihm als Bäurin auf den Zielerhof gehen. Die Gretel hatte geweint und unter Thränen dem hübschen Nachbar das Jawort gegeben. Im Herbst sollte Hochzeit gehalten werden.

Auf der Alpe droben feierte sie heuer den ganzen Sommer hindurch Abschied: auf ihren Lieblingsplätzen weilte sie öfter und länger, und häufig standen Thränen

in ihren Augen; im Mariahilf-Stöcklein draußen auf dem Hügel prangte jeden Tag ein neuer Kranz von frischen, duftigen Speikblümlein; das Mädchen kniete oft eine Stunde lang draußen vor dem Liebfrauen-Bilde und betete laut und noch öfter still. Sie betete um Glück und Segen für sich und den Sepp, und dass alles gut anschlage und gut ausgehe. — Sie wusste nicht, was es war, aber schwer, bleischwer lastete etwas auf ihrem Gemüth; es kam ihr vor wie eine Ahnung, als sollte ein großes Unglück bevorstehen.

Eines Tages, als das unschuldige Almkind aufwachte, spürte es ein Jucken und Stechen in den Augen, es konnte nicht in das Fenster schauen. Als es den kleinen Wandspiegel herunternahm, sah es, dass nicht bloß seine Wangen, sondern auch das ganze Gesicht und der Hals hochroth gefärbt waren. Am Vormittag kam das Fieber, zu Mittag musste die Gretel schon das Bett aufsuchen. — Eine heimtückische Krankheit, der Scharlach, hatte sie

ergriffen. Acht Tage schwebte das Kind zwischen Leben und Tod, endlich siegte die kräftige Natur.

Die Gesundheit und auch die Kräfte kehrten langsam wieder, aber etwas blieb, die Gretel konnte nicht mehr deutlich sehen, ihre Augen waren trüb geworden; sie konnte wohl die Berge und Bäume unterscheiden, aber nicht mehr die kleinen Gegenstände und auch keine Farbe.

Das Mädchen war ganz still geworden, die Eltern waren untröstlich, noch mehr der Zieler-Sepp. Viele Doctoren wurden gerufen, alle schüttelten den Kopf. Ein alter Arzt sagte, es gäbe nur ein Mittel. In Wien drunten sei ein berühmter Augendoctor, der könne vielleicht etwas richten. Das Mädchen weinte und mochte von der weiten Reise in die Fremde nichts wissen. Als aber der Bräutigam flehentlich bat, sagte das Kind:

„In Gott'snamen, Sepp, dir zuliebe!"

Der alte Zielerbauer, der mit seinem Viehhandel etwas in der Welt herumgekommen

war, sollte das Mädchen nach Wien bringen. Der Zielerbauer hatte in Wien einen Schwager, einen Beamten; bei diesem hoffte er für das Mädchen eine Unterkunft zu finden.

Als der alte Zieler mit dem Mädchen nach Wien gekommen war und sich bei seinem Schwager vorstellte, that dieser sehr fremd und erklärte, wenn das Mädchen operiert werden solle, so müsse es auf jeden Fall in ein Krankenhaus, in Privathäusern thäten die Doctoren so etwas nie. — Der Bauer wollte mit seinem Schützling wieder nachhause fahren, allein jetzt bat das Mädchen zu bleiben und alles zu versuchen. Im Krankenhause sorgte der Zieler dafür, dass das Mädchen ein eigenes Zimmer und eine eigene Wärterin erhielt. Als der Doctor das Mädchen untersuchte, zuckte er die Achseln und sagte zum Bauer:

„Vielleicht, vielleicht geht's! .... Aber es dauert sicher ein Vierteljahr ... Ihr könnt nachhause gehen und braucht vor drei Monaten nicht zu kommen."

Nun wollte der Zieler abermals mit seinem Schützling abfahren, aber das Mädchen war anderer Gesinnung.

„Weil ich schon einmal da bin," sagte es, „so will ich's probieren ... Geht nur heim, Nachbar, grüßt mir den Sepp und meine Leute ..."

Es wollte nicht weinen, das arme Kind, aber plötzlich brach es ihm hervor — in Strömen; es hielt den Nachbar bei der Hand und wollte ihn nicht loslassen. — Mit schwerem Herzen kehrte der alte Bauer nach Tirol zurück.

* * *

Einen Monat war das Almkind in Wien, die Operation war vorüber, bitteres Heimweh nagte an seinem Herzen. Die Schmerzen der Operation waren nichts im Vergleiche zum Wehe, das in seinem Inneren brannte. — Der Doctor hatte der Wärterin, einer barmherzigen Schwester, aufgetragen, die Binde über den Augen des Mädchens acht Tage lang zu belassen.

Wenn am achten Tage die Binde heruntergenommen werde und das Mädchen sehe, dann sei ihm geholfen.

Der achte Tag war da. Helles Sonnenlicht flutete zum Fenster des Krankenzimmers herein. Die Schwester löste mit zitternder Hand die Binde.

Da rief das Mädchen:

„Aber, Schwester Martha, da in Wien ist die Nacht so finster! . . . Wie früh ist's denn?“ Die Schwester erblasste, dann sagte sie ganz leise:

„Zwei Uhr, mein liebes Kind.“

Die Schwester legte die Binde wieder über die Augen der Kranken; diese schlief ein und bewegte sich in schweren Träumen. Am nächsten Tage bei Sonnenaufgang löste die Wärterin abermals die Binde. Das Mädchen sagte:

Schwester Martha, da in Wien dauert die Nacht aber lang.“

Die Schwester zitterte an allen Gliedern. Sie ließ die Binde auf dem Tische liegen, kniete vor ein Crucifix und betete inständig.

Zum offenen Fenster herein schallte das Gerassel der Wagen und das laute Blasen des exercierenden Militärs. Da weinte das Mädchen plötzlich laut auf und schrie:

„Schwester Martha, Schwester Martha! . . . Jetzt weiß ich's . . . Da in Wien hört die Nacht nimmer auf . . . Für mich gibt's keinen Tag mehr, gelt?"

Die Schwester suchte dem Mädchen Trost zuzusprechen. Aber das Mädchen ließ sich nicht trösten, es weinte Tag und Nacht. — Am zweiten Tage stellte sich ein heftiges Fieber ein, und der Arzt erklärte, es sei höchste Gefahr. Das Mädchen jammerte in einemfort:

„Lasst mich heim nach Tirol . . . Da in Wien gibt's keine schöne Glocken und keinen blauen Speik . . . Da gibt's keine Berge . . . keine Luft . . . Lasst mich heimgehen . . . In der frischen Almluft werd' ich gesund . . . . Die Eiswasser machen mir die Augen wieder licht."

Man ließ einen Priester kommen; dieser konnte dem armen Mädchen noch recht-

zeitig die Sterbesacramente spenden, bevor es in schwere Fieberphantasien verfiel. — In einemfort wollte das Kind aus dem Bett heraus und fort — heim — nach Tirol. Am Abend des dritten Tages wurde es ein wenig ruhiger. Plötzlich fieng es an zu singen. Das klang nicht mehr so hell und frisch wie damals auf der Alm, das klang so wehe und weich:

„Mei Herz und mei Sinn
Ist im Tirolerland drinn';
Und wie stell' i's denn an,
Dass i einikemm' kann?

In der Fremd' bleib' i nimma,
Geh' hoam ins Tirol,
Do drinn' in dem Landl,
Do wird mir so wohl!“

Erschöpft sank das Kind zurück. — Jetzt richtete es sich wieder auf und schrie:

„Ah, jetzt geht's, jetzt geht's . . . Wie der Zug rasselt und pfeift. . . . Sie kommen, sie kommen schon . . . die Berge, die Berge . . . der Donnerstein und der Fensterle-Kofel . . . die Wasserrast . . . der

Großwald . . . die Planalm . . . unser Kirchthurm . . . unser Haus . . . die Mutter und der Sepp . . . grüß' Gott . . . grüß' Gott!" . . .

Das Mädchen sank in die Polster, that einige Schöpfer und war fortgereist in ein Land, wo es noch schöner ist als in Tirol.



Der Lach-Hannes und die gallige Kathl.

Lachend war der Hannes auf die Welt gekommen. Sein ganzes Gesicht war zum Lachen gewachsen. Seine Wangen waren kugelrund und glänzend wie zwei Butterwecklein, und in jeder Wange steckte ein kleines Grübchen, in welchem beständig ein heimliches Lächeln sich verbarg. Der Mund zeigte stets einen lustigen Winkel nach oben; einen traurigen, schiefen Winkel nach abwärts zu schneiden, war dem Hannes gar nicht möglich. Als man den Hannes zur Taufe trug, zeigte er das erstemal recht

auffällig sein lachendes Gemüth. — Die meisten jungen Erdenbürger, wenn sie bei der Taufe das geweihte Salz verkosten, stimmen einen feierlichen Gesang an, der jedenfalls kein Lobgesang ist. Beim Hannes war es anders. Als der Priester ihm die Salzkörnchen auf die Zunge streute, leckte der Hannes, als ob es Zucker wäre, und sofort schlug er einen hellen Lacher an. — Die lachende Anlage trat beim Hannes immer stärker hervor, je älter er wurde. Er lachte zuhause, er lachte in der Schule, er lachte in der Kirche, er lachte mit andern und noch mehr mit sich selbst. Lachen konnte der Hannes über alles und jedes. Jeder Stock und jeder Stein, jeder Wurm und jeder Käfer, jeder Klang und jeder Laut konnte den Hannes zum Lachen bringen. Selbst in jenen Lebenslagen, wo andere Menschenkinder in Angst und Furcht schweben, wo sie reichliche Thränen vergießen, schüttelte den Hannes der Lachkrampf. Weinen sah man den Hannes fast niemals. — Einmal, als er vom Lehrer in

der Schule wegen seines Lachens gezüchtigt wurde, da gab es freilich Regenwetter; aber mitten in der Strafe fieng er plötzlich wieder an, laut zu lachen — und warum? — weil der Lehrer mit der Ruthe fehlgeschlagen hatte. Der Lehrer musste nun selbst lachen, und die Strafe war vorüber. Ueberhaupt steckte der Hannes mit seinem Lachen alles an. Wer ihn so recht herzlich lachen sah, der musste unwillkürlich mitlachen, und so war der Hannes stets in einer lachenden Gesellschaft.

Dürfen aber die Leser nicht meinen, beim Hannes sei es im Dachstuhl, will sagen im oberen Stockwerke, nicht ganz in Ordnung gewesen — beileibe — der Hannes hatte weder ein Rädchen zu viel, noch eines zu wenig, er war ein ganz regelrechter, vernünftiger Mensch, aber das Lachen war ihm eingewachsen. Er fühlte sich dabei recht wohl und trug an seinen Kreuzlein zehnmal leichter als die übrigen Menschenkinder, die auf der buckligen Welt herumkriechen und -seufzen.

Nun ereignet sich oft in dieser dornigen und disteligen Erdenwelt etwas recht Merkwürdiges. Gerade das Verkehrteste findet sich zusammen, z. B. Salz und Zucker, Essig und Oel, Katze und Maus, Faust und Auge. So gieng es auch im Leben des Hannes — der Lach-Hannes kam zusammen mit der „galligen“ Kathl. — Der Schreiber getraut sich nicht, die Kathl genau zu porträtieren, nur soviel will er sagen: die Kathl machte ein Gesicht wie der Aschermittwoch; sie war ein lebendiges Essigfass, ein menschgewordener Sauerampfer; sie ärgerte sich über jedes krumme Hölzchen, über die Fliege an der Wand, ebenso, wie der Hannes darüber lachen konnte. Die Kathl behauptete immer, sie sei krank, es sei ihr die Galle in das Blut geschossen. Der Hannes sagte, als man ihn darauf aufmerksam machte, er werde ihr die Galle schon heraustreiben. — Also die beiden kamen zum Heiraten. Schon bei der Hochzeit gab es etwas zum Aergern und etwas zum Lachen. Die

Kathl wollte nicht ja sagen, weil der Priester den Hannes und nicht sie zuerst um die Einwilligung gefragt hatte. Der Hannes aber fieng schon an zu kichern, er muſste das Sacktuch herausnehmen und vor den Mund halten, um nicht laut zu lachen. — Im neuen Stand wäre dem Hannes das Lachen bald vergangen. Wenn er nicht ein so eingefleischter Luftvogel gewesen wäre, hätten ihm die Mundwinkel bald nach unten stehen müssen.

Die Kathl fuhr wie das Donnerwetter im Hause herum, nirgends war ihr etwas recht; sie ärgerte sich, daſs der Tisch weiß und der Boden schwarz, daſs die Pfanne rußig und die Fenster durchsichtig waren u. s. w. u. s. w. Die Dienstboten hatten alle Monate ihren Wandersack auf dem Rücken, niemand wollte es bei der galligen Bäuerin längere Zeit aushalten. Auch der Hannes hätte längst schon gerne den Wandersack auf den Rücken genommen, aber er durfte nicht. — Der Kathl schien die Galle immer mehr ins Blut zu schießen,

6*

und anstatt dass der Hannes seinem Weibe die Galle austrieb, wurden ihm selber die Galle und der Aerger eingetrieben.

Dachte sich der Hannes: „So kann's nicht weitergehen . . . wollen sehen, wer nachgibt.“ Er gieng hinunter zum Ochsenwirt und nahm eine Medicin gegen das Herzklopfen. Er hatte sich nämlich vorgenommen, seinem Weibe einmal ordentlich den Text zu lesen. Allein die Medicin wirkte das Gegentheil von dem, was der Hannes bezweckt hatte. Er hatte sich in einen grollenden Ernst und feierlichen Zorn hineinversetzen wollen, und nun wurde sein Herz so weich wie Butter; er konnte nichts anderes, als in einemfort lachen. Mit einem weichen Herzen und einem lachenden Gesichte kam er nachhause. — Da schoss die Kathl wie eine Viper zur Stubenthür heraus und fieng an zu zetern und zu schreien: „Du Lump, du ausgeklaubter, du versoffener, du musst . . .“ Weiter kam sie nicht, denn der Hannes war in ein so schallendes Gelächter aus=

gebrochen, daſs die kreiſchende Stimme der Frau nicht mehr zum Durchbruche gelangte. Sobald der Hannes aber zu lachen aufhörte, begann die Kathl wieder: „Biſt ehe ſchon ein Tepp und ein Lapp, kannſt nichts als wie Maulaffen feil haben ...“ Nun ſetzte der Hannes wieder ein: „Haha, hahahaha, hahahaha, haha-haha,“ ſo laut und hell, daſs man das Keifen des Weibes nicht mehr vernehmen konnte. — Noch einmal verſuchte die Kathl einen Anlauf: „Biſt ehe ſchon,“ ſchrie ſie, „ein halbsg'ſtobener (närriſcher) Menſch ... hätt'ſt dir nit brauchen noch einen Tipel anzutrinken ...“ Wieder ertönten die Lach-ſalven des Hannes und immer lauter: „Haha, hahahaha, hahaha, hahaha!“ u. ſ. f. Die Dienſtboten liefen auch herbei, lachten und ſchrien aus vollen Hälſen mit. — Die Kathl wurde nun unheimlich ruhig, dann ſtürmte ſie die Treppe hinauf in die Kammer, legte ſich in ihr Bett, kehrte das Geſicht gegen die Wand und aß nichts wie weiland der

König Achab im alten Testamente. Dadurch glaubte sie ihren Gatten am meisten zu „tücken“. Dieser aber lachte hell und munter wie jederzeit drunten in der Stube herum. Darüber gerieth die Frau noch mehr in Zorn und Aerger, sie wurde nun gar krank. Größtentheils war es Verstellung; ein kleines Fieber hatte die Ueberreizung allerdings mit sich gebracht. — Der Hannes musste einen Doctor holen. Er erzählte dem Arzt natürlich sehr genau den Grund und die Erscheinungen der Krankheit. Der Doctor lächelte ein wenig, dann betrat er das Krankenzimmer. Er fühlte der Kathl den Puls, dann sagte er: „Ich muss Euch möglichste Ruhe empfehlen; ihr müsst Euch vor jeder Aufregung hüten, sonst könnte Euch der Winter zu lang werden. Ihr schaut sehr schlecht aus, und das Herz schlägt so verdächtig.“ Das Weib erbleichte, der Hannes aber schlug ein schallendes Gelächter an. — Jetzt wurde das Weib purpurroth. Es richtete sich im Bette auf und schrie

aus Leibeskräften: „Ah so, du Lump, du schlechter!... Gelt, es wär' dir freilich recht, wenn i abkratzen (sterben) thät'!... Aber na, d e n G'fallen thu' i dir nit... Gerad' extra werd' i jetzt g'sund." — Und richtig, die Kathl stand auf und war gesund.

Die Worte des Arztes hatten auf die Kathl einen tiefen Eindruck gemacht. Sie konnte dieselben nie mehr vergessen. — Seit jener Stunde, wo sie so plötzlich gesund geworden, wandte sie alle Kräfte an, um jede Aufregung in ihrer Wurzel zu ersticken. Wenn ihr die Galle steigen wollte, erinnerte sie sich schnell an den Sensenmann, den ihr der Arzt prophezeiht, und gleich sank das Wasser in der Pfanne. So gewöhnte sich die Kathl nach und nach ein ruhigeres und sanfteres Temperament an, schließlich wurde sie noch von der Lachlust ihres Mannes angesteckt, und endlich war die Galle bis auf den letzten Rest ausgetrieben. — So hat das lachende Gemüth dennoch über die Galle den Sieg errungen. — Die

Kathl lebt noch gegenwärtig und ist eine recht würdige, verträgliche Matrone. — Ob der Hannes auch noch lebt, weiß der Schreiber nicht. — Wenn er auf der Welt nicht mehr lacht, lacht er jedenfalls in der anderen Welt.



Die Geisternacht auf der Landstraße.

(Eine Schaudergeschichte.)

Der Trautner Pepi war keiner von jenen, die nicht an Geisterspuk und Höllentrug glauben; er hatte schon viel mit den Polter- und Klopfgeistern, die in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr erscheinen, zu thun gehabt; er hatte oft schon in dunklen Nächten Füchse mit feurigen Schwänzen, Katzen mit Menschengesichtern und weiße Gestalten erblickt, die ihre eigenen Köpfe in den Händen trugen. Der schlimmste Spuk, den er geschaut und erlebt, soll hier erzählt werden.

Einmal in herbstigen Zeiten sollte der Pepi in die Stadt gehen, Leder zu kaufen. Er war erst spät am Nachmittage von daheim aufgebrochen, hatte beim Klausen-Wirt viel zu lang gerastet, und als er endlich zum Weitergehen sich anschickte, war es bereits graue Nacht geworden. Der Wirt mahnte den Pepi, er solle heute da bleiben, in die Stadt hinein komme er morgen auch noch beizeiten. Da draußen auf der Landstraße sei es nicht richtig; es sei ein Unwesen draußen, das in gewissen Nächten niemand vorbei lasse; viele Leute müssten in der Nacht wieder umkehren. — Der Pepi lachte hell auf und sagte, jetzt gehe er g'rad' extra. — Als er das Wirtshaus verlassen hatte, merkte er sofort einen Poltergeist, aber dieser war nicht auf der Landstraße, sondern in seinem eigenen Kopfe; — und zuwidere Manieren hatte dieser Geist! — Er riss den Pepi von der einen Seite der Straße auf die andere, lehrte ihn sonderbare Complimente machen und zuletzt gar im Staube kriechen. — Ein Fuhrwerk kam

die Straße herunter; der Pepi glaubte, er sei auch ein Fuhrwerk, und wollte nicht ausweichen. Erst als der Fuhrmann ihm mit dem Peitschenstiel kundgab, dass ein Einspänner einem Zweispänner ausweichen müsse, lenkte der Pepi zur Seite. — Der Pepi verspürte einen brennenden Durst. Als er neben dem Wege ein sprudelndes Bächlein gewahrte, legte er sich seiner ganzen Länge nach in das Wasser. Wie lang er im Wasserbette geruht, wusste er nicht. Plötzlich wurde ihm recht kalt, und als er aufstand, fühlte er, dass nun die Geisterstunde bei ihm vorüber sei. Er schritt rüstig die Straße hinaus. — Soeben stieg der Mond hinter dem Walde empor und goss sein bleiches Licht über Busch und Strauch. Von Elzendorf herüber schlug die Thurmuhr in dumpfen Schlägen die zehnte Stunde. Da sah er auf einmal neben der Straße einen schwarzen Haufen, der sich bewegte.

„Aha," dachte er, „da steckt der Putz." Dann schrie er überlaut:

„Gehst weg da, sonst hau' ich dich krumm und weich!"

Der Putz blieb ruhig sitzen. Der Pepi überlegte, ob er nicht umkehren solle.

„Vorüber komm' ich am End' doch nicht, und mit einem Ding raufen, das keinen Leib hat, ist immer eine ungute Sache."

Während er überlegte, brach der Mond heller zwischen den Wolken hervor, und nun musste der Pepi lachen. Sein Putz war ein dichter Erlenbusch, der gerade neben der Straße sich breit machte.

„Jetzt lass ich mich aber nimmer foppen," betheuerte unser Nachtwandler sich selbst und schritt rasch vorwärts.

Er war keine dreihundert Schritte gegangen, da lag ein Päckchen mitten auf der Straße, nicht viel größer als ein Wanderbinkel. Der Pepi dachte, das habe jemand verloren, und wollte das Päckchen aufheben. — Kaum hatte er dasselbe in den Händen, so wurde es ihm mit Gewalt aus den Fingern gerissen, und das Päckchen selbst hüpfte mit einem unheimlichen Geräusch vor ihm

auf der Straße fort. — Der Pepi erschrak heftig, das Blut fieng ihm an zu sieden, und dennoch glaubte er, Topfen in den Adern zu haben.

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn," hauchte er leise; da hüpfte das Päckchen wieder ganz nahe an ihn heran. Der Pepi that einen Schrei und schlug mit seinem Stecken auf den Geisterpack. Nun fieng es im Päckchen an zu knistern wie brennendes Feuer, dann zu heulen und zu winseln, zugleich wurde das Ding größer und größer und stand jetzt manns-hoch vor ihm. Es schien ihm wie ein Kornsack, der oben zugebunden war. — Plötzlich schrumpfte der Kornsack zu-sammen und war so klein wie ein Brot-laib. Im nächsten Augenblick hüpfte es hinter ihm vorbei, und dem Pepi war es, als ob eine kalte Hand an seiner Wange vorübergestrichen hätte. — Er wollte fliehen, aber er konnte nicht, es lag wie Blei in seinen Füßen. — Unterdessen hüpfte das Päcklein in einemfort um ihn herum und

gab so klägliche Jammerlaute von sich, als ob es mitten im Feuer sitzen würde.

Der Pepi fieng nun an zu bitten:

„Mein lieber Putz, geh, sei so gut und lass mich heut' noch einmal laufen! Ich geh' gewiss nimmer bei Nacht heraus auf deine Straß'... Sei so gut und friss mich nicht ganz auf!... Wenn du ein guter Geist bist, so lass ich dir Messen lesen, und beten thu' ich dir fünfzig Rosenkränze, und nach Weißenstein geh' ich dir auch, wenn du willst... Geh, sag' nur, wieviel muss ich dir beten, wenn du mich auslassest?"

„Neun — neun," tönte es jammervoll aus dem Sacke. Zugleich kollerte der Geisterpack langsam über die Straße hin und fiel in den Straßengraben hinunter, wo er ruhig liegen blieb.

Jetzt nahm der Pepi seine Füße auf die Achseln und rannte mit Windeseile zum Klausen-Wirt zurück. Athemlos und schweißgebadet kam er dort an. Der Wirt saß noch mit dem Fuhrmanne, den der Pepi auf der Straße getroffen, bei einem Gläs-

chen. Er erschrak heftig über das Aus-
sehen des Ankömmlings.

„Um Gott'swillen," rief er, „ist dir was begegnet?"

„Ja freilich begegnet," keuchte der Pepi, „ein Geist ... ein großer ... ein kleiner ... ein schwarzer ... ein grauer ... ein schrecklicher."

„Was nit gar!" sagte der Fuhrmann, „und wie ist denn nacher das Ding gewesen?"

„Ein kleiner Pack ist's gewesen, hat gejammert und gebetet wie eine arme Seele, und dann ist's gewachsen groß wie ein Mann ... hat ausgeschaut wie ein Kornsack und oben zugebunden ... ist herumgehüpft wie ein Frosch und hat mich nimmer ausgelassen ... mit einer kalten Hand ist's mir ins Gesicht gefahren, und hab' gar keine Hand gesehen ... neun Rosenkränze hat's verlangt, und nacher ist's im Graben versunken."

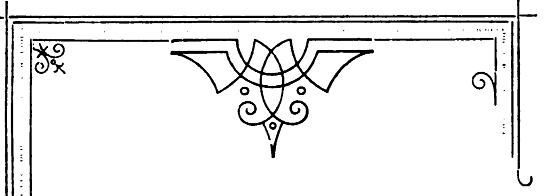
Jetzt lachte der Fuhrmann hell auf und sank vor Lachen fast unter den Tisch.

„Du," fragte er endlich, „in was für einer Sprach' hast denn nacher mit dem

Geist geredet. Deutsch versteht der Kerl keine Silbe ... Weißt, diesen Putz kenn' ich schon länger, bin sogar eine Strecke mit ihm gefahren ... Hab' meinem Nachbar eine Katze von der Stadt heimbringen sollen, und damit sie mir nicht auskommt, hab' ich das Vieh in einen Habersack gebunden ... Wie ich da her zum Klausen-Wirt komm' und nachschau', ist das L ... r mitsammt dem Sack holländisch abgeschoben ... Nun hat sich das T ...... vieh gar noch den Spass gemacht, Geister zu spielen ... Wenn du willst, lass ich dir die neun Rosenkränze nach, aber du musst mit mir hinausgehen, den Putz aufheben."

„Um neun Kaiserreiche geh' ich dir nimmer hinaus auf die Landstraße," sagte der Pepi. — Der Fuhrmann lachte wieder, der Wirt lachte auch, der Pepi aber schaute möglichst bald in die Federn zu kommen.





Das Herz gebrochen.

Ein lauer Sommerabend hat seine ersten Schatten in das Thal gesenkt. Die warmen Blumendüfte ziehen über Feld und Hügel; droben auf den Bergkuppen liegt noch der rothe Sonnenschein und gießt einen purpurnen Schimmer über die dunkelgrünen Matten. Hinter den Bergkuppen — weit hinten — erstehen wie aus einem Märchenlande die fernen Schneeberge — ein ganz dünner, blau=rother Lichtschleier fließt um ihre Häupter. — Eine feierliche Ruhe lagert über der Natur. — Droben vor dem Buchen=Hofe steht

ein junges Mädchen und läſst seine Blicke über die fernen Bergketten hinschweifen. Aus den munteren, pechschwarzen Augen leuchtet etwas heraus, was sich nicht zurückhalten läſst — eine ungestüme Seligkeit und nebenbei eine ungeduldige Erwartung. — Durch das offene Stubenfenster erklingt jetzt die Melodie einer Spieluhr, und schnell machen sich die Gefühle des Mädchens Luft. Es singt mit quellfrischer Stimme das Lied, dessen Melodie von der Uhr soeben gespielt wird:

„A Blümal, das schön blühen soll,
Das muesſs begossen werd'n;
Und a Herz, das lustig schlagen soll,
Das muesſs verstanden werd'n."

Das Mädchen ist das Bucher-Nannele. Seine Kleidung und seine halbstädtischen Manieren lassen erkennen, dasſs es sich einige Zeit in der Stadt aufgehalten. Seine glänzenden Augen verrathen aber, dasſs ihm etwas Freudiges bevorsteht. Doch wir wollen es gleich heraussagen: Das Nannele befindet sich im Brautstande.

In ein paar Wochen soll es mit einem Manne fortziehen aus den Bergen, weit hinaus nach Deutschland.

Heinrich X., ein Künstler aus Nürnberg, ein junger Mann von schlankem Wuchs und adeliger Haltung, war schon vorigen Sommer in das Thal gekommen, hatte zum öfteren den Buchen-Hof besucht und an dem frischen Mädchen sein Gefallen gefunden. Es vergieng keine lange Zeit, und die jungen Leute hatten ihre Herzen ausgetauscht. — Zu Weihnachten war von Nürnberg ein wunderhübsches Präsent gekommen — ein Prager Jesukind in einem schimmernden Goldkleide; zu Ostern hatte der fremde Mann ein Bild der Unbefleckten geschickt, so zart und lieblich, dass das Bergkind in ein förmliches Entzücken gerieth. — Mit den Schwalben kam auch der fremde Mann selbst wieder angerückt und zeigte nun, dass er mit dem Bergkinde nicht spielen wolle. Er hielt um die Hand des Mädchens an. Da niemand etwas an dem Manne auszusetzen

7*

hatte, da derselbe auch jeden Sonn- und Festtag in der Kirche zu sehen war, da seine Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit überall von sich reden machten, gaben die Eltern des Mädchens nach kurzem Zögern ihr Jawort. — In einigen Wochen sollte die Hochzeit stattfinden.

Für heute Abend hat der fremde Bräutigam um eine Unterredung mit seiner Braut angesucht — er habe ihr ganz allein und im Vertrauen etwas zu sagen. Daher läßt sich auch die Ungeduld des Mädchens erklären. — Doch es braucht nicht lange zu warten, schon kommt die hohe Gestalt des Fremden über die Wiese hergeschritten.

„Guten Abend, Anna," ruft er von weitem.

„Guten Abend, Heinrich," erwidert das Mädchen.

„Ist der Vater zuhause?"

„Nein, der Vater ist mit den Dienstboten noch auf dem Felde, die Mutter ist in der Küche."

„So komm mit mir ein wenig auf die Wiese hinaus!“

„Aber, Heinrich, nimm zuerst eine Erfrischung, du bist müde und erhitzt.“

„Nein, Anna, ich habe nichts nöthig, ich soll in einer Stunde wieder im Dorfe sein — komm geschwind!“

„Aber, Heinrich, heut' bist du sonderbar. und aufgeregt — ist dir was passiert?“

„Nein, nichts passiert, aber etwas auf dem Herzen liegt mir, so schwer wie ein Mühlstein — Anna, wirst du mich verurtheilen?“

„Wenn ich Richter sein darf, wird's wohl nicht zu streng hergehen.“

„Und doch, ich wag's kaum auszusprechen.“

„Aber, Heinrich, ich kenn' dich nicht mehr; du bist heute ganz anders — geh, sag', was fehlt denn — du machst mich besorgt.“

„Anna,“ platzte der Mann heraus, „ich bin ein Lutheraner!“

Das Mädchen wurde kreideweiß, dann that es einen Aufschrei und mußte sich an der Mauer halten, um nicht umzusinken.

Der Mann war ebenso bleich geworden, aber er regte sich nicht — er wartete, bis das Nannele seinen Mund aufthun würde. Endlich seufzte das Mädchen:

„Jetzt wird's Nacht, finstere Nacht! . . . Das ist ein kurzer Tag gewesen!“

„Anna!“ schrie der Mann. — —

Plötzlich kam wieder Leben in die Gestalt des Mädchens; es legte die Hand auf den Arm des jungen Mannes und flehte mit der weichsten Stimme, es flehte wie ein Kind:

„Heinrich, gelt, was du früher gesagt hast, das sagst du nimmer — gelt, du wirst ein Katholik?“

Der Mann verzog schmerzlich seine Lippen, dann sprach er dumpf:

„Anna, das kann ich nicht — meine Stellung, meine Verwandtschaft erlauben es nicht — und dann habe ich eine große

Erbschaft zu erwarten — die geht verloren, wenn ich zu euch Katholiken übertrete."

„Heinrich," flehte das Mädchen noch inniger, „wir bleiben d a, du malst deine schönen Bilder, ich bekomm' von meinem Vater auch einen Kreuzer — was brauchen wir die Erbschaft? — Deine Verwandtschaft will ich dir reichlich ersetzen — Heinrich, niemand auf der Welt ist dir so gut als ich."

„Diese Sachen verstehst du nicht, liebes Kind," erwiderte der Mann mit trüber Stimme.

„Heinrich," klagte das Mädchen, „ich hab' dir alles opfern wollen, meine Eltern, meine Geschwister, meine Berge — und gern hätt' ich's gethan, recht gern — unser Herr weiß es — und meine Treue ist dir feil um elendes Geld, um das Gerede der Menschen!"

„Anna, du thust mir wehe."

„Und wer thut denn mir wehe? . . . Heinrich, warum hast du's nicht früher

gesagt, dass du . . .?“ Sie sprach das Wort nicht aus.

„Es hat mich niemand gefragt . . . ich wollte es jeden Tag sagen, und je länger ich es verschob, desto schwerer kam's mir an.“

„Warum hast du mir das schöne Christkind verehrt und die Muttergottestafel? Warum bist du alle Sonntage in die Kirche gegangen?“

„Ich wollte dir zeigen, dass ich deine religiösen Gefühle achte . . . Siehst du, Anna, du kannst auch als meine Frau deine Religion behalten, du kannst sie ausüben, wie du willst, ich leg' dir keine Hindernisse in den Weg.“

„Heinrich, ich könnte dich nicht mehr halb so achten, nicht mehr halb so lieben, wenn ich weiß . . . und dann . . . und dann, es wär' ein Verrath!“ . . .

„Aber, Anna,“ unterbrach sie der Mann, „eure Kirche gestattet ja unsere Ehe.“

„Gestatten wohl, gestatten — aber sie wünscht es nicht, und ein guter Katholik

thut's auch nicht . . . Heinrich, man sagt uns Tirolern nach, dass wir treu sind — ich möchte das nicht umstoßen: — alles will ich dir hingeben, meine Lieben, meine Heimat, mein Blut, wenn du willst — aber nicht meinen Glauben, meinen Gott! — Meinem Gott bleib' ich treu — sonst wär' ich nicht in Tirol daheim"

„Anna, heut' ist das schöne Spitzenkleid für dich angekommen und der silberne Kranz."

„Die brauch' ich nicht mehr, wenn ich dafür unsern Herrn verrathen soll!"

Der Mann schwieg eine Weile, dann sagte er schmerzlich:

„So bin ich um mein Glück betrogen!"

„Und was bin denn nachher ich? — Heinrich, mein ganzes Herz hab' ich dir aufgedeckt bis zum letzten Winkel, und wenn ich nur etwas zugedeckt hätt', mir wär's vorgekommen, es wär' eine Sünd', eine große Sünd'. Kein Engel hätt' nur ein bisschen Falschheit drinn' finden können. — Du hast mir dies Herz abgekauft, aber

nicht mit rechter Münz' — ich hab' dir vertraut wie das Kind dem Vater und hab' gar nicht zugeschaut, ob du wohl mit rechtem Geld auszahlst."

Das Mädchen weinte; der fremde Mann zitterte vor Erregung, aber er sagte nichts. — Das Bergkind wartete lange auf ein Wort von ihm. Da er aber beharrlich schwieg, richtete es sich plötzlich auf, zog einen Ring vom Finger und sprach mit bebender Stimme:

„Da, Heinrich, hast du deinen Ring — der Kauf gilt nicht! . . . Wenn du mir noch eine Lieb' erweisen willst, sei so gut und geh fort aus unserem Thal . . . ich könnt's nicht aushalten" . . .

Der Mann schaute trüb vor sich hin, endlich sagte er:

„Ja, Anna, ich geh' hinauf in die Berge, aber nur für einige Tage . . . du bist heute so erhitzt und aufgeregt . . . in drei Tagen komm' ich wieder; bis dort bist du vielleicht anderer Meinung."

„Nein, Heinrich, nein! — — — Wir sehen uns nie mehr — leb' wohl!" Das Mädchen wandte ihm den Rücken und eilte ins Haus.

* *
*

Drei Tage waren verflossen. Der fremde Mann kam mit düsterer Miene auf den Buchen-Hof zu. — Er traf dort eine auffallende Bestürzung und viele rothgeweinte Augen. Im Hausgang kam ihm der Bauer entgegen. Der Künstler fragte mit großer Hast: „Wo ist Eure Tochter, die Anna?" — Der Bauer gab nur ein stummes Zeichen, ihm zu folgen. Sie traten durch die Wohnstube in ein Hinterkämmerchen. — Da drinnen lag tief in weißen Kissen das Nannele. — Das Mädchen war vorgestern von einem heftigen Kopffieber ergriffen worden. — Sein Gesicht hatte jetzt eine braune Färbung, der Athem gieng schnell und heiß, das Bewußtsein war dem Mädchen entschwunden. Alle Anzeichen der nahen Auflösung waren vor-

handen. Erschüttert stand der fremde Mann am Bette; Thränen flossen über seine Wangen. — Da verzog das Mädchen schmerzlich sein Gesicht und rief ganz laut: „Nein, nein, lieber Herr, ich verkauf' dich nicht wie Judas — — er ist fort — — er ist schon fort! . . . Und wie thut's mir wehe da drinnen . . . so wehe . . . . so wehe . . . mir ist das Herz gebrochen . . . zerbrochen!“ Der fremde Mann schluchzte heftig. — Das Mädchen wurde bleich und fieng an zu zittern. — Der Vater schrie: „In Gottesnamen, sie stirbt, sie stirbt!“ Alles eilte jammernd herbei. — Eine Magd sprach die Sterbegebete, das Mädchen griff in die Züge. — Die Uhr draußen in der Stube schlug die zehnte Stunde; kaum hatte sie ausgeschlagen, so setzte das Spielwerk ein und spielte die Melodie:

„A Blümal, das schön blühen soll,
Das muess begossen werd'n,
Und a Herz, das lustig schlagen soll,
Das muess verstanden werd'n.“

Ein Knecht eilte das Spielwerk zu stillen. Aber in der Hast und Uebereilung gelang es ihm nicht; das Spielwerk gieng weiter und spielte die ganze Melodie noch ein zweitesmal. Als das Spiel geendet hatte, lag das Mädchen ruhig da — der Athem bewegte sich nicht mehr — das Kind war fort. —



Der Tatten-Much auf dem Matthes-Markt.

Der Tatten-Much vom Unterland war ein guter Christ, wie er selbst erklärte: — er hatte niemanden umgebracht, keinem Menschen etwas gestohlen, kirchen gieng er auch, wenn er g'rad' Zeit hatte — kurzum, da fehlte nichts. — Die Leute waren etwas anderer Ansicht. Man erzählte sich, der Much nehme es nicht allzu genau im Handel und Wandel, er leihe Geld aus zu 20 Percent u. s. w. — Nun sei dem, wie ihm wolle, soviel ist gewiss, der Much klebte wie ein Regenwurm an der

Erde und hieng so fest an der Welt wie ein Pechpflaster auf einem Hautfleck. Vom Sterben wollte er nichts wissen, obwohl sich bereits der Reif auf seinen Haarboden gelegt hatte. Er habe nicht Zeit zum Sterben, meinte er: im Frühling müsse er Ochsen kaufen, im Sommer müsse er Himmel tragen, im Herbst müsse er auf den Markt fahren, und im Winter müsse er „Nussen auszwicken“ (ein beliebtes Kartenspiel) und Zelten essen. Wenn man ihm sagte, die Welt sei nur ein Jammerthal und eine armselige Herberge, so erklärte der Much schnell:

„Es ist no nirgends feiner gewesen als auf der Welt.“ Dem Much sein Himmel war ein Stall voll Ochsen und seine liebste Arbeit auf den Markt fahren, schachern und handeln.

Noch eine Eigenschaft müssen wir vom Much hervorheben: er war ein großer Redner. Zu reden und zu erzählen wusste er den ganzen Tag — ja, eine Woche lang wär' ihm das Trumm nicht aus-

gegangen. Still sein und schweigen konnte der Much nicht eine Minute. Wenn gerade niemand da war, mit dem er discurieren konnte, so sprach er mit sich selbst. Auf all seinen einsamen Wegen und Stegen führte er die eifrigsten Selbstgespräche, und dies so laut, als ob man ihn drüben in Amerika noch hören sollte. — — — —

Vor mehreren Jahren, da fuhr der Much mit ein paar Ochsen auf den Matthes-Markt nach Lienz. Die Ochsen waren groß und stark und hatten allem Anscheine nach keinen Tadel; aber es musste doch etwas faul sein, weil der Much hinter den Oechslein gar so pfiffig lachte. — Er kam herauf zum „stillen Brünnl“; dort ließ er die Ochsen trinken und ein wenig rasten. Es dauerte nicht lange, so fieng er an mit sich selbst zu reden:

„Schöne Ochsen“ — werd'n die Lienzner sag'n.

„Seind gut“ — werd' i sag'n.

„Werd'n theuer sein?“

„Nit wolfel“ — werd' i sag'n.

„Pinzgauer Rasse?"

„Freilich, Pinzgauer Rasse," werd' i sag'n . . . „sein erst dreijährig, hab' sie in meinem Stall aufgezügelt, ein prächtiges Vieh! . . . Aber, Much, das ist schon das erste Lügl — den Falben hast ja von Ungarn herauf — ist ein rechtes Mistvieh, rein nit zum Derfüttern und auf dem einen Aug' blind, bist selber angeschmiert worden . . . Tatten-Much, du bist aber ein Esel! Ich hab' dir's schon oft g'sagt, wenn d' über eine Lug' nit d'rüber aus kommst, so bringst es dein Lebtag zu nichts . . . Du weißt ja ehe, beim Spielen und beim Handeln gibt's bloß neun Gebot' Gottes . . . Sollen nur zuschauen, die Leut', wenn sie kaufen wollen! Zu was haben's denn die Gucker . . . und der Falb' sieht mit einem Aug' besser wie sonst einer mit zwei . . . kann ihm ja Brillen anschaffen, wenn einer so dumm ist und kauft ihn mit zwei Augen. — Aber g'sund ist's schon, 's Vieh, g'sund . . . wenn nur nicht so ein Malefizregen kommt und die

Farbe wegspült vom Braunen . . . Ist ein bissl zu viel weiß gewesen, das haben die Oberländer nit gern . . . z'was hat man denn eine Farb'? . . . Schlagen thut er wohl auch, der Braune, wie ein Hengst . . . aber nur beim Einjochen . . . sollen ihn nur knapp halten, nacher werd' er schon stad sein . . . Aber, Much, die G'schicht' ist halt doch ein bissl krumm; was wird der hl. Petrus sagen, wenn d' einmal vor der Himmelsthür stehst? . . . Muss i dir's denn alleweil sagen, Much, mit solchen Flausen bist derschossen! . . . Ist wohl öfter einer ang'schmiert worden . . . Und wenn i einmal zuviel Geld hab', kann i ja ein paar silberne Leuchter stiften daheim in der Kirche . . . Hü, Oechslen! Hü!"

Damit trieb der Much seine Ochsen vom Brunnen fort und plauderte mit ihnen auf der Straße weiter. — — Kaum war er aus dem Gesichtskreis entschwunden, da kamen zwei Bauern aus dem Gebüsch hinter dem Brunnen hervor und hielten

sich den Bauch vor Lachen. Es waren dies der Bacher-Sepp und der Treidler-Hans vom Oberland. Beide waren den Marktfahrern entgegengegangen, um das Vieh anzuschauen und die schönsten Stücke vor dem Markte wegzukaufen. Hinter dem „stillen Brünnl“ hatten sie sich in den Schatten gesetzt, um ihren Durst zu löschen und eine Jause zu nehmen. — Sie folgten nun dem Tatten-Much und ließen ihn mit seinen Ochsen nicht mehr aus dem Auge.

Auf dem Marktplatz trafen sie wieder mit ihm zusammen. Sofort entwickelte sich zwischen ihnen folgendes Gespräch:

„Schöne Oechslen!“ sagte der Bacher-Sepp. Der Tatten-Much fiel gleich aus dem Concept.

„Das sind keine Oechslen,“ schrie er, „das sind schon Ochsen!“

„Werd'n theuer sein?“

„Nit wolfel!“ replicierte der Much.

„Pusterer Schlag?“ fragte der Treidler-Hans.

8*

„Nein, Pinzgauerrasse . . . . erst drei=jährig, hab' sie selber in meinem Stall aufgezügelt," erwiderte der Much.

„Was mögen sie wert sein," forschte der Bacher=Sepp.

„Ja, wenn ich sie recht wolfel lass, wirst mir schon zweihundertfünfzig Güldelen legen müssen," sagte der Much.

„Du," fieng der Treidler wieder an, „der Falbe ist aber aus dem Ungarn herauf, bist selbst damit angeschmiert worden."

„Warum denn nit gar von Amerika herüber?" lachte der Much, wurde aber sehr unruhig, „was du nit alles weißt!"

„Und auf dem linken Aug' muss man ihm Brillen aufsetzen, dem Ungar," sagte jetzt der Bacher=Sepp.

„Und zum Derfüttern ist das Mist=vieh auch nit," fuhr der Treidler da=zwischen.

„Heiliger St. Fritz!" schrie der Much.

„Und der Braune ist gar ein rechter Bock, der schlagt alles zu Fetzen," begann der Treidler wieder.

„Nein, bloß beim Einjochen,“ ergänzte der Bacher.

„Ihr seid zwei Hexenmeister; ihr habt ein Hexenbüchl,“ schrie der Much ... „mit solchen Leuten thu' ich nit handeln ... wär' eine Sünd' ... wir reden gar nichts mehr!“

„Halt, halt!“ rief der Treidler, „geh, sei so gut und sag' uns g'rad' noch, wieviel denn die zwei Silberleuchter kosten, die du daheim in der Kirche stiften willst.“

Der Much riss die Augen scheibenweit auseinander, dann schrie er voll Entsetzen:

„Ihr seid wohl gar der Gottseibeiuns und sein Vetter ... seid so gut und lasst mich gehen ... ich thu's nimmer!“

„Nur ein klein's bissl Geduld,“ sagte der Bacher; dabei zog er einen Lappen aus der Tasche, tauchte ihn in den Brunnen und fieng an, den braunen Ochsen damit zu reiben. Sogleich zeigten sich weiße Flecken an der Seite des Thieres.

„Du Schelm,“ lachte der Treidler, „der Braune hält ja nicht einmal Farbe ... der thut gewaltig schießen.“

Der Much zitterte an allen Gliedern und schrie in einemfort: „Heiliger St. Fritz, bewahr' uns von Donner und von Blitz!"

Es hatten sich allmählich eine Menge Leute angesammelt. Nun entstand ein furchtbarer Tumult. Der Much wurde unter Pfeifen und Johlen zur Stadt hinausbegleitet.

Wie er nachhause gekommen, weiß ich nicht. In Lienz auf dem Markt erschien er sein Lebtag nie wieder. Auch soll er für die Zukunft seine Kniffe im Handel und Wandel aufgegeben haben. Ob er die Silberleuchter in der Kirche gestiftet, ist mir nicht bekannt. Nur soviel konnte ich erfahren, dass er später einmal seinem Nachbar erzählte:

„Du, Jörg, das vergiss ich mein Lebtag nimmer, wie ich in Lienz einmal mit dem Leibhaftigen Ochsen gehandelt hab'."



Der Bergnarr.

Es war ein wilder Mann, der droben in den dunklen Hochwäldern sich herumtrieb, der alle Schluchten und Schrofen, alle Leiten und Halden, ja selbst die fernen Eisfelder bis hinauf zu den höchsten Zinken und Zacken durchstreifte, um etwas zu suchen, das er nicht finden konnte — die Ruhe. Monateweis' irrte er schon in der einsamen Bergwelt herum. — — Heute sah ihn ein Jäger da, morgen ein Hirte stundenweit fort in einer anderen Gegend. Sobald er einen Menschen erblickte, floh er davon wie

ein gescheuchtes Reh. Niemand wußte, wovon er lebte, und doch lebte er und hielt die Leute, die in den Bergen zu thun hatten, in beständiger Furcht. Oft sah man ihn in ausgelassener Freude und toller Lust, dann wieder auf einem Steine sitzend, jammernd und weinend. Wenn dichte Nebelmassen über den Berg herunterzogen, dann schritt er hastig in die Wolkennacht hinein, und je finsterer es wurde im schwarzen Walde, desto lauter begann er zu singen. Wenn die pechschwarzen Gewitterwolken zwischen den Felsenkanten heraufschossen und droben an den Zacken sich zerzausten und zerrupften, wenn die feindlichen Wolken rasend aneinanderprallten, wenn die öden Eisfelder unter der finstern Wolkendecke in einem geisterhaften Lichte erschienen, dann legte er sich auf den Rücken, schaute unentwegt hinauf in das Wolkengetümmel und murmelte unverständliche Worte. Wenn dann endlich der Sturm mit aller Macht hereinbrach und die Bäume fast zur Erde nieder-

bog — wenn die Blitze zuckten und der Donner zwischen den Bergwänden furchtbar schmetterte, dann stieg er wohl gar auf einen hohen Baum, ließ sich droben auf dem schwindligen Wipfel vom Sturm hin- und herwiegen, jauchzte hell auf und sprach mit den Naturgeistern eine unheimliche Sprache. — Wenn die Natur aber im Frieden dalag, wenn die Berghalden in ihrer sonnigen Jugendschöne erglänzten, und namentlich wenn die Glocken so heimwehig aus der Tiefe heraufsangen, dann saß er den ganzen Tag brütend unter einem Baum, hielt die Hände vors Gesicht und weinte. —

Das war der Bergnarr. — Er hatte einst bessere Tage gesehen, und es war ihm nicht an der Wiege gesungen worden, daß es mit ihm so weit kommen werde. — Drunten im Thale der schöne Stampenhof war sein Eigen; vor wenigen Jahren hatte er ein junges, schönes Weib — die Beier-Rosl — zum Altar geführt. Glückliche Zeiten waren gefolgt. Im

Frühjahre hatte er in den Bergen eine Waldstrecke niedergelegt. — Im Herbst wurden die Bäume zu Thal getrieben. Blitzschnell schossen die weißgeschälten Stämme die Berghänge hinunter, und wenn sie über einen Felsen oder Schrofen hinaushüpften, dann sangen und klangen sie wunderbar; im ganzen Thale konnte man es hören. Dem Bauer selbst, dem Flor (Florian), kam dieses Getön' allemal vor wie ein klägliches Jammern und Weinen. — Eines Tages wurde der Flor von einem niedersausenden Baumstamm erfaßt und zu Boden geschleudert. — Bewußtlos und blutüberströmt brachte man den armen Bauer nachhause. Seine Gattin, die Rosl, saß Tag und Nacht an seinem Krankenlager, betete und weinte. — Der Flor erholte sich nach und nach von den schweren Verletzungen, aber in seinem Kopfe blieb es Nacht, düstere Nacht. Das kam von der starken Gehirnerschütterung, die der heftige Stoß verursacht hatte. Der arme Stampenbauer

verfiel nun zu gewissen Zeiten in eine wahre Tobsucht; sowohl die Dienstboten, als auch Weib und Kind waren vor ihm nicht sicher. Man wollte ihn schon in eine Anstalt überbringen; da war er eines Tages verschwunden und trieb sich jetzt droben in den Bergen herum.

* *
*

Es war im Spätherbste. Ein freundlicher Tag hatte sich zur Ruhe gelegt. — Drunten im Thal waren allmählich die Lichter verloschen. Nur im Stampenhof brannte eine kleine Lampe. — Da drinnen im Stübchen kniete die junge Bäuerin vor einem Marienbilde. — Plötzlich klopfte es leise an die Fensterscheiben. Die Rosl fuhr erschrocken in die Höhe und näherte sich dem Fenster. Da schrie sie laut auf:

„Jesus, Maria und Josef — bist du's, Flor?"

„Rosl, lass mich ein," bat leise der Mann.

„Wart' ein bisl, ich muss g'rad' den Knecht wecken."

„Den Knecht wecken?“ jammerte der Mann: „Rosl, thust dich fürchten vor mir, vor deinem Flor? — Lass mich g'rad' ein bisl hinein . . . ich geh' schnell wieder.“

„In Gott'snamen; was willst denn, Flor?“ fragte zitternd das Weib.

„G'rad' mein Bübl möcht' ich nochmal anschauen, mein Seppele . . . geh, Rosl, sei so gut, g'rad' noch einmal anschauen!“

Das junge Weib gieng hinaus und öffnete leise die Thür. Da hatte der Mann schon ihre Hand erfasst, küsste dieselbe und wollte sie nicht mehr auslassen.

„Rosl,“ seufzte er, „Rosl, verzeih' mir — mir ist so weh, so weh . . . mich treibt's herum . . . ich kann nicht anders, ich derwehr' mich nicht.“

Dann stürzte er hinein in die Kammer und hin zu einem kleinen Bettchen. Schnell hatte er das blondgelockte Büblein herausgerissen und drückte es stürmisch

an sein Herz. Das Büblein schlug die Augen auf, begann aber keineswegs zu weinen, sondern fuhr mit seinen warmen, weichen Aermchen dem Mann um den Hals und schrie:

„Mutter, der Tatte, der Tatte! . . . Ich hab' gestern sov'l schön zum Schutzengele gebetet, er soll mir den Tatte wieder bringen . . . jetzt ist er da!“

Das Büblein schlang seine Arme dem Mann noch fester um den Hals, dieser fieng an laut zu weinen, drückte das Kind heftig an sich und wurde nicht müde, es zu küssen. — Die Mutter aber zitterte an allen Gliedern und bat flehentlich:

„Flor, sei so gut, gib mir das Kind!“

Der Flor weinte auf, beinahe ein Heulen war es zu nennen. — „Rosl,“ schrie er, „gelt, thust dich fürchten, ich thu' dem Kind etwas an? O beileibe, brauchst dich nicht zu sorgen!“ Er gab dem Knaben noch einen Kuss, legte ihn

wieder in sein Bettchen und deckte ihn für-sorglich zu.

„Jetzt, Rosl, b'hüet Gott," sprach er dann, „jetzt komm' ich nimmer."

„In Gott'snamen; wo gehst denn hin?" schrie das Weib, „wart', ich richt' dir was zu essen."

„Ich bin nicht hungrig, Rosl, b'hüet Gott!"

„Flor, Flor, bleib da! Warum gehst denn fort?"

Wieder begann der Mann zu weinen.

„Ich muss, ich muss — heut' ist's gut — morgen packt's mich wieder . . . ich weiß nicht, was ich thue . . . Ihr müsst sicher sein, du und mein Seppele . . . b'hüet Gott, Rosl, hab' mir nichts für übel, ich komm' nimmer . . . o, ich hab' euch so gern — so gern."

Er rollte so unheimlich die Augen, dass die Frau erschrocken seine Hand ausließ.

Wimmernd, wie ein kleines Kind, schwankte der Irre zur Thür hinaus und verschwand im Dunkel. — — — — —

Acht Tage waren seit dieser Nacht verflossen, und die Gegend hatte sich in ihr Winterkleid gehüllt. Droben in den Bergen lag der Schnee mehr als knietief. — Der Jäger-Hias war mit seiner Flinte ausgegangen, eine Marderspur zu verfolgen. — Die Spur führte ihn immer höher in die Berge hinauf. Nur mit Mühe konnte er sich im tiefen Schnee einen Weg bahnen. Er kam hinauf zum unteren Vieh-„Leger". Da sah er aus dem Schnee ein klafterhohes Kreuz emporragen. Der Querbalken war mit einer Schnur an den aufrechten Stab gebunden. Weiter unten war ein Papierfetzen mit einem Faden an den Stab gehängt. Der Jäger trat hinzu — da sah er plötzlich ein menschliches Gesicht aus einem Schneehügel herausschauen. Ein starrer Schrecken fuhr ihm durch die Glieder. Er schaute näher zu — da erkannte er den „Bergnarr". Der „Bergnarr" war im Schnee erstarrt. Mit dem Rücken lehnte er gegen eine Baumwurzel, auf dem Kopfe trug er eine hohe,

spitze Schneekappe, der übrige Körper war ganz eingeschneit. Wenn man das Gesicht nicht erblickt hätte, hätte man ihn für einen eingeschneiten Zirmbusch halten mögen. — Der Jäger räumte den Schnee weg, und nun saß der Todte da, die Hände gefaltet und einen Rosenkranz um die Finger geschlungen. — Der Jäger löste das Papier vom Kreuze los. Da stand in ungefügen und halbverwaschenen Zügen mit Bleistift geschrieben:

„Heute kommt unser Herr, seine Schneeengel sind schon da gewesen. Es ist so still . . . so still . . . Rosl, b'hüet Gott, ich komm' nimmer. R. I. P.“

Der Jäger kniete nieder und betete ein Vaterunser. — Raben flogen krächzend durch die Luft, und die ewigen Berge mit ihren bleichen Gesichtern schauten stumm auf das Bild herunter.



Dem Christkind sein Göth.

Der Weihnachtsabend war erschienen, und freudiges Weihnachtsleben herrschte in allen Häusern. Ueberall wurden die zierlichen Krippen aufgestellt, und die Kinder schauten sich ihre hellen Glanzäuglein völlig heraus. Die Kinder hatten sich auch vieles zu erzählen, wie es in der heiligen Nacht so wunderherrlich zugehe, wie das Christkind herabkomme und die guten Kinder im Schlafe küsse, und wie diese dann in den Himmel kommen; wie die Engelein in der Luft herumtanzen; wie um Mitternacht auf einmal die Sonne

scheine, wie dann alle Vöglein aus ihrem Schlafe aufwachen und ein „G'satzl" singen, recht himmlisch schön und süß; wie das Vieh in der Nacht zu reden anfange, der Hahn: „Christus ist geboren!" Darauf der Hund: „Wo? wo? wo?" Dann die Schafe: „Z' Bethlehem, z' Bethlehem!" Darauf der Geißbock: „Möcht' hingeh'n, möcht' hingeh'n!" Zuletzt der Esel: „I a, i a!" u. s. w. u. s. w.

Aus allen Häusern tönte der helle Kinderjubel. — Nur mitten im Dorfe stand ein zierliches, weißgetünchtes Häuschen; da drinnen war es so still und ruhig neben den anderen Häusern — fast unheimlich still. Das Häuschen gehörte dem Uhrmacher Stöffl. Der Stöffl hatte ein reichliches Auskommen; das zeigte schon sein Häuschen; das Häuschen war fast nobel eingerichtet. In der Stube herrschte eine angenehme Wärme, alles war sauber und reinlich, alles hübsch geordnet, weiße Spitzenvorhänge glänzten an den Fenstern. Der Stöffl hatte auch ein recht feines

Weibele, aber etwas fehlte — die frohen Kinderstimmen. — Der Stöffl hatte schon vor einigen Jahren geheiratet, aber noch war ihm das Glück nicht zutheil geworden, ein lachendes Engelchen auf seinen Knien zu wiegen.

Wie er nun heute am Weihnachtsabend den frohen Kinderlärm in der Nachbarschaft vernahm, zog wieder eine düstere Wolke über seine Stirn. — Wie sich der Stöffl seinen trüben Gedanken überließ, kam plötzlich der „Krippenlotter“ zur Thür herein. Der „Krippenlotter“ war ein altes Mandl, das alljährlich um Weihnachten von Haus zu Haus Geld sammeln gieng, damit die große Weihnachtskrippe in der Kirche eingehalten und schön beleuchtet werden konnte.

„Aber, Stöffl, du machst heut' ein Gesicht, als ob Aschermittwoch sein thät' und nicht heiliger Abend,“ rief das Mandl gleich bei seinem Eintritt, „hast dich lauter mit deinem Weibele zerkriegt, he?“

„Sell nit,“ erwiderte der Uhrmacher, „aber gar sov'l still sein thut's da bei mir — sov'l still.“

9*

„Aha?! Siehst dir zu viel Sachen und Zeug und zu wenig Schnäbel, daran zu pecken? — In Gott'snamen, man kann unserem lieben Herrgott nichts d'reinschaffen — — aber jetzt fällt mir g'rad' was ein. Stöffl, das Christkind auf unserem Hochaltar brauchet einen Göthen .. es hat sov'l ein altmodisches Röckl an, und zerrissen und schmutzig ist's auch, dass es sich fast schämen muss. Stöffl, thätst nit dem Christkind Göthe machen und ihm ein neues Röckl anschaffen — — i mein', das Christkind hat solche kleine Fratzlen genug droben im Himmel, es könnt' seinem Göthen leicht a paar überlassen!“

„Sell wollt' i gern thun,“ erwiderte der Stöffl, „wenn das Christkind halt auch ein Einsehen haben thät'.“

„Wirst sehen, es hat eins,“ sagte der „Krippenlotter“; „also es bleibt dabei, nicht wahr? .... Für heuer ist's zu spät, aber für ein anderes Jahr. — Für die Krippe gibst natürlich auch einen Batzen?“

Der Stöffl gab einen blanken Thaler, und das alte Mandl sagte in einemfort „Vergelt's Gott", bis es die Thür hinter sich zugeschlagen hatte.

— — — — — — — — — — —

Der Stöffl kniete in der Christmette ganz vorn am Speisgeländer. Wie vom Chore die süßen Krippenlieder erklangen, da kugelte eine dicke Thräne über seine Wange herunter; er hob seine Hände in die Höhe, richtete den Blick auf das Christkind über dem Tabernakel und betete: „Liebes Christkind! Göthe machen thät' ich dir recht gerne! — Ein neues Kleidchen schaff' ich dir an, ganz aus Goldstoff, und ein Bettl dazu aus hellrother Seide; aber nimm doch einem Engelchen droben im Himmel die Flügel weg und schick' es mir herunter, ich will dir recht schauen darauf! — — — Recht wär's freilich, wenn's ein Bübl wäre, aber wenn's halt ein Madl ist, thut's auch!"

* *
*

Ein Jahr war vergangen, und der Stöffl kniete wieder zur Christmette am Speisgeländer. — Das Christkind vorn am Hochaltar lag heuer auf einem purpurrothen Seidenbettchen, das neue Röckchen glänzte wie lauteres Gold. Aber auch dem Stöffl sein Gesicht glänzte wie heller Sonnenschein. Er wusste bereits, das Christkind hatte seine Bitte erhört, und es stand ihm nächstens ein freudiges Ereignis bevor. Auch heute hob der Uhrmacher seine Hände hinauf zum Christkind und betete also:

„Schön ist's woll, schön, das Röckl und das Bettl auch — hat auch einen schönen Kreuzer gekostet — da kann's halt nacher woll ein Bub sein, und das wolltern toll ein großer."

Wie der Uhrmacher von der Kirche heim kam, sah er die Fenster seines Hauses hell erleuchtet. Er zitterte an allen Gliedern und stürzte hinein in das Wohnzimmer. Auf dem Tische lag ein Polster, und darüber war ein farbiges Seidentuch gebreitet.

„Ist's wirklich wahr?“ schrie er, „und gar in der hl. Nacht! Das ist woll ein Geschenk vom Christkind! ... Ist's nacher woll ein Bub?“

„Sell woll,“ entgegnete die Nachbarin lachend, „und das was für einer!“

Der Stöffl hob die Seidendecke weg, riss das Kind heraus und drückte das Köpfchen stürmisch an seinen Mund; das Kind aber fieng laut zu schreien an, denn der Stöffl war ihm mit seinen Bartstoppeln gar zu nahe gekommen.

„Das ist ja schon ein ganzer Knecht,“ schrie er außer sich vor Freude, „der braucht gar keinen Kittel, dem muss ich geschwind eine Hose messen lassen.“ — —

Das Christnachtbübl wuchs heran, wurde kugelrund und nudelfett, aber der Stöffl wollte trotzdem nicht glauben, dass es ein gewöhnlicher Erdenknirps und nicht ein leibhaftiger Engel sei. Alle Tage dankte er dem Christkind für die herrliche Weihnachtsgabe. Jedes Jahr um Weihnachten erinnerte er sich auch in werkthätiger Weise,

dass er dem Christkind sein Göth sei. Das Christkind erzeigte sich aber auch dankbar, und jedes Jahr um Weihnachten herum schickte es dem Uhrmacher einen kleinen Engel herunter.

Das gieng so regelmäßig weiter, bis der Uhrmacher nach Jahren um Weihnachten in folgender Weise zum Christkind beten musste: „Jetzt bin ich schon zufrieden, jetzt magst du deine Engel schon selber behalten — ich hab' nimmer Platz dafür.“

Da das Christkind in dieser Hinsicht seinem Göthen keinen Dienst mehr erweisen konnte, so hatte es bereits eine andere Weihnachtsfreude für ihn ausgedacht.

Wieder war das heilige Christfest da; der Stöffl kniete mit seinem Weiblein im Hochamte. Diesmal stand ein neugeweihter Priester am Altare. Es war niemand anderer als dem Stöffl sein Aeltester, der in der heiligen Nacht auf die Welt gekommen. Der Stöffl schaute diesmal nicht auf das Christkind über dem Tabernakel, sondern nur in einemfort auf seinen Buben.

Er konnte auch nicht beten, sondern mußte in einem G'satzl fort weinen. Nur einmal brachte er schluchzend die Worte hervor: „Ja, ja, umsonst hab' ich dem Christkind nicht Göthe gemacht."

* *
*

Gloria in excelsis Deo et in terra pax hominibus!
Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden!



Der Sternsinger-Veit.

In den heiligen Nächten, das ist an den langen Abenden von Weihnachten bis zum Feste der heiligen drei Könige, zogen vor alters die Sternsinger von Haus zu Haus. — Sobald der weiße Knabe mit dem glänzenden Sterne erschien, stellten die Mädchen gleich ihre Spinnräder zur Seite, um für die lang erwartete Sängerschar Platz zu machen; der Großknecht zündete die Lichter in der Weihnachtskrippe an, die Sänger stellten sich um die Krippe, und sofort begannen die frischen und herzigen Krippenlieder:

„Gott grüß' enk beinonder,
Verzeicht's mir die Frog':
I kenn's nit vanonder,
I's Nacht oder Tog?
Wie dass man denn heunt koane Hirten nit siacht?
Und es is do bei enk so schön fröhlich und liacht."

Immer heller und süßer klangen die Weisen; das Hausgesinde stand mit offenem Munde um die Sänger und horchte mit angehaltenem Athem. — Wenn dann die Bäurin mit einem süßen Nusszelten, mit Butter und Honig daherkam und der Bauer mit einer Flasche Selbstgebranntem, ließen sich die Sänger nicht lange drängen, sie griffen wacker zu. Zuletzt stellten sie sich wieder an die Krippe und sangen so schmelzend und zart das feine Schlusslied:

„Hat der Engel freundli g'sprochen:
Liebe Hirten, seid's voll Freud'!
Secht, Messias ist gebouren
Außer Bethlahem im Stall,
Dorten liegt er halbs derfrouren,
Geht's nur hin zu böten all.

Da mir in den Stall getröten,
Sein mir g'fall'n auf die Knie,

Gott und Mensch dort anzuböten,
Wahrli, so wouhl war mir nie!
Dieser große Gott in Windlan
Hat oan 's Herz ganz umgekehrt,
Ja, mir hab'n vor dem Kindlan
Wie die Kinder all gerehrt.

Als mir seiner lieben Mueter
Milch und Butter hingeschloacht,
Hat das Kind für Milch und Butter
Uns die zarten Handlan g'roacht.
Do mir schenkten Aepfel, Nussen,
Hat das Heitarl gor begehrt,
Donkbar uns dafür zu bussen —
Hob'n mir wieder alle g'rehrt."

Nun stellten sich die Sänger in Reih' und Glied, der weiße Knabe mit dem Stern trat voran, und singend zogen sie zur Thür hinaus:

„Aft hat uns sei' frumme Mueter
Und der Votar a mit ihr
Noch gedankt für Milch und Butter,
Uns begleitet zu der Thür." — —

* *
*

Unter den Sternsingern weitaus der erste und beliebteste war der „Sternsinger-Veit". Der Veit war ein kleines Männlein, hatte

rothe Wangen wie Schmalzäpfel, ein rundes Kröpflein wie ein Kanari und ein „fuchsetes“ Schnauzbärtchen. Eine Stimme hatte er wie ein Zeisig, hell und fein. Seine „G'sanglen“ konnte er so zart und doch wieder so kräftig heraustrillern, ganz anders wie die übrigen Sänger. — Das klang so lieb und eindringlich, dass den Leuten oft die hellen Zähren über die Wangen herunterliefen. Und wenn sich der Veit erst auf die Zehenspitzen stellte und sich herumdrehte wie ein Gockel (Hahn) in aller Herrgottsfrüh, dann sang er so hoch hinauf, dass die Leute fürchteten, „er komme nicht mehr herunter“. — Da der Veit aber sah, dass den Leuten sein Singen halt gar so gefalle, und da alles mit Schmeicheleien ihn überhäufte, so wurde er nach und nach eitel und gar sündig stolz. — Da ist es ihm aber schlecht ergangen. — Doch wir lassen ihn darüber selbst erzählen:

„Einmal war es im freundlichen Advent, da haben wir den Sterneng'sang einprobiert; da war meine Stimme so hell wie noch

nie; mir kam vor, als ob das ganze Werkl da drinnen im Hals mit Butter eingeschmiert sei. Keine Weise gieng mir zu hoch, und die Lieder hüpften nur so heraus wie die Bergbrünnlein droben im Wald. Da ist mir das Gamperle in den Kopf gestiegen. — Hab' mir gedenkt: ‚Schau', Veit, bist eigentlich schad' für die ungebildeten Bauern, solltest in einer großen Stadt sein und den feinen Herren und Frauen einmal zeigen können, was du für ein' Stimm' hast . . . mit dir dürft' sich der Himmelvater nicht einmal schämen im großen Himmelschor.' — Die Nacht darauf hat mir geträumt, wir seien schon auf der Sternsingerei — wir stünden droben vor der Himmelsthür und thäten singen:

‚O liebster Hauswirt mein,
Einmal erwach'!
Ich bitt' herzinniglich
Und dies betracht':

Josef und Maria rein
Bitten um Hörberg heunt':
O lieber Hauswirt mein,
Lass uns doch ein!' — —

Da hat der heilige Petrus zum Fenster herausgeschaut und hat gesagt, die anderen sollen draußen bleiben, aber der ‚Fuchs-Bartl‘ möcht' hineinkommen. Da bin ich hinein. — Drinnen ist es himmlisch schön gewesen, und der heilige Petrus hat so freundlich gethan. Zuletzt hab' ich den Engelein noch eins müssen vorsingen. Die haben vor Freude in die Hände geklatscht und haben gemeint, ich solle da bleiben. Da bin ich aufgewacht. —

Um den schönen Traum ist mir leid gewesen, und gleich hab' ich das Herberglied für mich allein noch einmal wollen singen. Da hat es angefangen zu gurgeln und zu raspeln im Hals wie in einer alten Schwarzwälderuhr, ich hab' keinen Laut heraufgebracht; die Stimme war mir wie in den Hals hineingefroren. Anfangs hab' ich gelacht. Ich habe wieder probiert und immer wieder; endlich sind wohl Töne gekommen, aber so curiose und abscheuliche, als ob man in ein Bockshorn blasen thäte. — Da bin ich erschrocken und hab' mir

gleich gedacht, das sei eine Strafe für meinen dummen Stolz. Ich hab' allerhand Salben und Geister probiert, um mein Stimmwerk einzurichten, aber das Ding ist nur schlimmer geworden. Da bin ich in die Stadt gelaufen zum Doctor. — Der hat gesagt, es helfe nichts mehr, ich hätte mich beim Singen zuviel angestrengt, es seien Stimmbänder gebrochen. — Ich hab' nie gewusst, dass man da drinnen im Hals Bänder und Schnüre hat, und dass die so leicht brechen — hab' immer geglaubt, es seien Orgelpfeifen drinnen, die nie verblasen werden. — Traurig bin ich nachhause gewandert. Je mehr ich mich andere Jahre auf die Weihnachtszeit gefreut hab', desto trauriger hat's mich diesmal gestimmt. —

In der heiligen Nacht bin ich auf dem Chor im hintersten Winkel gekniet und hab' mich nicht getraut, hinunter zu schauen auf das Christkind am Altar. — Ich hab' mich soviel geschämt vor den Leuten, noch mehr aber vor dem Christkind wegen meines sündigen Stolzes. — Ich hab' sonst immer

gemeint, ohne mich geht's nicht auf dem Chore; aber sie haben diesmal so herzig schön gesungen und gespielt, dass mir ganz heiß geworden ist; die Glockenstimmen haben so hell und fein aus der Orgel herausgeklimpert, wie ich es früher nie gehört. Ich hab' mich gefreut darüber wie ein Kind, aber dennoch hab' ich die Hände vor das Gesicht gehalten, und darunter sind mir die Thränen nur so brünnlweis heruntergeflossen. — Jetzt hat's zur Aufopferung geläutet, jetzt ist das schönste aller Weihnachtslieder an die Reihe gekommen:

‚Schlaf wohl, du Himmelsknabe, du!‘ 2c.

Andere Jahre hab' ich die Solostimme gesungen. Diesmal hat sie der Krapfen-Sepp übernommen. — Den Krapfen-Sepp hab' ich schon überhaupt nie leiden mögen; er hat eine Stimme wie ein Geißbock, und mit dem Singen hat er sein Lebtag nichts weggebracht.

Das Vorspiel ist gut hergangen. Nun hat der Krapfeler eingesetzt. Geschrien hat

er, als sollt' man ihn in Amerika drüben hören, aber die meisten Töne waren falsch; alles ist aus dem Zeug gekommen, selbst die Geigen haben nur mehr geraspelt wie eine Säge. Mir ist ganz heiß geworden. Ich hab' jetzt die Augen aufgeschlagen und hinunter' gebetet zum Christkind:

‚Liebes Christkind, das ist schrecklich! — Schau', wie sie dich schon martern, kaum dass du auf die Welt gekommen bist! Wie wird der alte Ganggerle heut' lachen und sich die Hände reiben! Wir müssen uns allesammt schämen — du und wir. — Geh, sei so gut und lass mir nur für heute Nacht die Stimmbandlen wieder zusammenwachsen, dass ich dem höllischen Tunder eine ordentlich lange Nase drehen mag — dann kannst du mich wieder stumm werden lassen wie den Altvater Zacharias; — und mein Sündenpackl mit dem kuhdummen Stolz wirf ich dem Satan auf den Rücken, dass er sein Lebtag daran denkt.'

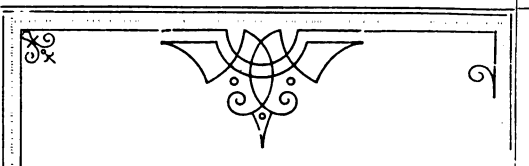
So hab' ich gebetet, und da in der höchsten Aufregung ist's mir gebrochen —

nicht etwa die Stimmbandlen, sondern der Schleim und der Katarrh — ich hab's gleich gemerkt, bin mitten in den Chor hineingesprungen, hab' dem Sepp den Zettel aus der Hand gerissen und hab' schon hinaufgejubelt:

,Schlaf wohl, du Himmelsknabe, du,
Schlaf wohl, du süßes Kind!'

So hell und so fröhlich ist's mir nie herausgesprudelt wie diesmal. — Und das liebe Christkind ist mit der Buße, die ich ausgehalten, schon zufrieden gewesen und hat mir die Stimmbandlen hübsch fein beinander gelassen. — Ich habe mein Lebtag noch viel gesungen, aber denkt hab' ich mir immer: ,Ich thu's dem Herrgott zulieb und dem Ganggerle zu Trutz! — Und wenn mein Singen den Leuten auch gefällt, hab' ich nichts dagegen!'"





Eine Hochzeitsreise.

Der Brantacher=Bartl gehörte zu den besseren Bauern in der Gegend. Er hatte an die vierzig Stück Vieh im Stalle hängen — er selbst hieng schon zwölf Jahre im Gemeindeausschuss — eine Periode war er sogar Bürgermeister gewesen — kurz, der Brantacher=Bartl war eine Größe in der Gemeinde. Nur etwas hatten die Leute an ihm auszusetzen, er besaß um und um zu wenig Curasche. Er war ein Zauderer und „Geiggerer" sein Lebtag; beim geringsten Hindernis, das sich ihm in den Weg legte, drohte ihm das

Herz in die Leibltasche zu fallen. — So ergieng es dem Bartl auch mit dem Heiraten. Mehr als zwölf Jahre hatte er schon gemessen, aber nie hatte er den Schuss losgedrückt. — Nun sagen aber die Leute: „Wer lange misst, fehlt die Scheibe.“ Ob der Bartl wirklich die Scheibe gefehlt? Der Schreiber glaubt doch nicht so ganz — aber die Leser werden schon selbst urtheilen. — Also der Bartl war vierzig Jahre alt. — Wenn ihm daran gelegen war, so muſste er jetzt Ernst machen, das siebente Sacrament zu erlangen — es war höchste Zeit. Der Bartl sah das auch ein, und richtig, um Lichtmessen hielt er Hochzeit mit der Marbacher-Liese. — Es war zuletzt wider Erwarten schnell gegangen. Die Liese hatte dem Bartl vor der Hochzeit alles Gute und Schöne verheißen, wie sie ihn auf den Händen tragen, wie sie ihn herausmästen werde u. s. w. u. s. w.

Die Sache ließ sich recht gut an. Die beiden schienen wie für einander geschaffen. Der Bartl hatte Geld und Sachen, die

Liese hatte kräftige Arme und verstand das Hausen; der Bartl hatte ein zaghaftes Herz, die Liese hatte Gurasche; der Bartl konnte zu wenig aufdrehen (groß thun), die Liese verstand es vortrefflich, die Großbäuerin zu spielen. — Vierzehn Tage waren seit der Hochzeit verflossen, der große Markt in X. war vorüber, und nun konnten die Neuvermählten endlich die lang verschobene Hochzeitsreise antreten. — Das Ziel war Absam; aber die junge Brantacher-Bäuerin wollte sich bei der Gelegenheit auch die Landeshaupt- und Hafenstadt Innsbruck ordentlich anschauen.

So saßen denn der Bartl und die Liese am zweiten Tage ihrer Reise im Gasthof „zur goldenen Bratwurst“ in Innsbruck. — Die Liese ärgerte sich weidlich über das magere Bratl und die winzigen Brötchen, die nicht viel größer waren als so „mittlere Magenzeltlen“. Der Bartl aber meinte, das sei nobel. Der Bartl ließ sich nebenbei den „Heurigen“ außerordentlich schmecken. Auch ein Pusterthaler Ochsenhändler war

da, mit dem der Bartl schon oft Geschäfte gemacht. Die zwei, der Bartl und der Pusterer, hatten sich bald in ein eifriges Gespräch über Ochsen und Märkte verwickelt, der Bartl hatte auf seine Ehehälfte ganz vergessen. — Die Liese saß vereinsamt da und machte ein greinsaures Gesicht. — Der Bartl schaute immer tiefer in sein Gläschen, und nach und nach gieng ihm ein Licht auf. Er drückte sich immer enger an den Pusterer, sprach immer leiser und vertraulicher; der Pusterer mußte ihn immer wieder fortdrängen, um nicht mit seinen Bartstoppeln allzu nahe Bekanntschaft zu machen. — Endlich rührte sich die Liese und mahnte den Bartl, es sei Zeit zum Schlafengehen.

Der Bartl aber hatte in solchen Zeiten, wenn er nämlich mit verschiedenen Geistern sich verbunden, nicht nur Pech auf der Hose, sondern auch ein muthiges Herz. Er erwiderte seiner treuen Ehehälfte, sie möge nur derweil allein schlafen gehen, sein Freund, der Pusterer, reise um 12 Uhr ab,

und er müsse ihn nothwendig auf den Bahnhof begleiten. Der Pusterer übersah gleich die kritische Lage; er wehrte sich mit allen Kräften gegen diese Anhänglichkeit und betheuerte, das könne er nicht verlangen, er sei schon zufrieden mit der prächtigen Gesellschaft, die ihm der Bartl geleistet, der Bartl solle nur mit seiner Frau gehen, sonst werde diese noch eifersüchtig. — Der Bartl aber schlang seinen Arm dem Pusterer um den Hals, gab ihm einen herzhaften Schmatz und sagte: „Geh, Freundl, so jung kommen wir nimmer zusammen! — Meine Frau lauft mir nit davon — aber wir zwei — wer wird wissen, wenn wir uns wieder einmal treffen."

Die Liese machte ein Gesicht wie ein Brummelwetter mit zwei lichten Schaueraugen, sie stand auf und suchte das Schlafzimmer.

Nun war dem Bartl erst recht wohl. Er schaute noch häufiger in sein Gläschen, lachte und scherzte, und um Mitternacht

humpelte er mit dem Pusterer nach dem Bahnhof.

Auf dem Rückwege verfehlte der Bartl die Straße. Lange irrte er herum, aber „die goldene Bratwurst“ konnte er nicht finden. Endlich erblickte er hinter einem großen Fenster Licht. Er glaubte, er sei jetzt am rechten Ort. Lange probierte er an der Thür, aber sie gieng nicht auf. Nun klopfte er ans Fenster. Da niemand erschien, klopfte er noch stärker. — Da, kirr, klarr — das Fenster gieng in Scherben. Im gleichen Augenblick faßte den Bartl eine kräftige Hand beim Rockkragen und zog ihn heraus auf die Straße.

„Ha, Kerl, haben wir dich endlich!“ schrie eine Stimme.

Der Bartl drehte sich um und blickte einem Polizeimann in das strenge Gesicht.

„Was wollt's denn von mir, Herr Schandarm?“ fragte er zitternd.

„O bloß ein Nachtquartier möcht' ich dir anweisen, damit du nicht bei der Kälte auf der Straße herumlaufen mußt.“

„Mit Verlaub, Herr Schandarm, ich hab' schon ein Nachtquartier in ‚der goldenen Bratwurst', Nummer 14 — mei Weibele ist a selm — lei nit aufmachen woll'n sie mehr."

„Ah so, weil sie in ‚der goldenen Bratwurst' nimmer aufmachen, thust hier in der Apotheke einbrechen, nit wahr? — Du bist ein sauberes Früchtl — der Herr Richter wird dir sagen, wie lang du fürs Einbrechen Quartier bekommst."

„Aber seid's g'scheit, Herr Schandarm, i bin kein Einbrecher, i bin ja der Brantacher von Schlemmbach; i hab' mit mein' Weibele a Hochzeitsreise gemacht; da ist mein Ausweis — heißt das meine Retourkarte von Innsbruck nach Schlemmbach —; ein Trumm hat mir der mit der Silberplatt'n auf'n Rock draußen im Bahnhof weggerissen, es wird woll decht gelten." — — Der Bartl wühlte in seinen Rocktaschen, er konnte aber das Billet nicht finden.

„Teigl! Teigl! Teigl!" jammerte er, „jetzt hab' i die Karte verloren, ganz ver=

loren ... Ah richtig," besann er sich wieder, „die hat ja mei' Weibele droben in Nummer 14; geht's nur hinauf, ös werd's sehen, es stimmt: Innsbruck—Schlemmbach."

Der Polizeimann fasste den Bartl fester und schrie:

„Keine weiteren Umschweife, marsch!"

So fand der arme Brantacher ein Nachtquartier auf dem Polizeiamt.

— — — — — — — — — — —

Die Liese war vor Groll und Aerger erst spät eingeschlafen. Als sie in der Früh erwachte und vom Bartl nichts entdeckte, wurde sie noch giftiger. — Sie gieng in die „schwarze Mander-Kirche" zu den Messen. Dort reifte in ihr der Plan, den Bartl — Bartl sein zu lassen und allein nachhause zu fahren. — Als sie von der Kirche ins Gasthaus zurückkam, war eine Vorladung zum Gericht für sie da. Der Wirt erzählte, es sei ein Gerichtsdiener erschienen und habe nach ihr gefragt. — Heute Nacht sei bei der Apotheke ein Einbrecher ergriffen

worden, der fest und steif behaupte, er sei der Brantacher von Schlemmbach. — Die Liese wurde gelb und grün vor Scham und Aerger. Sie ließ sich einen Kaffee bringen, und während sie das heiße Getränk hinunterschlürfte, überlegte sie hin und her. Endlich schien ihr ein guter Gedanke zu kommen. Sie lachte schadenfroh auf und murmelte in sich hinein:

„Was meint er denn, der Süffling, der Lump, der ausgeklaubte, ich lass mich in Schand' und in die Mäuler bringen?"

Dann machte sie sich auf und eilte zum Gericht. — Der Richter that sehr freundlich, die Liese aber gab störrische, aufgebrachte Antworten. Der Richter begann:

„Sind Sie die Brantacher-Bäuerin von Schlemmbach?"

„Sell werd' i woll sein!"

„Sind Sie verheiratet?"

„Sonst wär' i ka Bäuerin!"

„Haben Sie erst jüngst geheiratet?"

„Herr Landrichter, da ist kein Beichtstuhl!"

„Was thun Sie hier in der Hauptstadt?"

„Fenster zählen!" — —

Der Richter sah, dass mit diesem Weib nicht gut verhandeln sei. Er befahl darum, den Delinquenten herzubringen. —

Die Liese schaute gespannt auf die Thür. — Sie öffnete sich, und richtig, da brachten sie ihren getreuen Bartl. — Sie wandte ihr Gesicht weg.

Da stürzte aber der Bartl schon auf sie los und schrie:

„Liese, Liese! — Gelt, hast woll recht Sorge gehabt um mich? — Aber gut, dass du da bist! Die Fexen haben mir nit gewollt glauben, dass ich dein Mann bin; — jetzt, Liese, red' du!"

Die Liese wich einige Schritte zurück, dann sagte sie lachend zum Richter:

„Herr Landrichter, was habt's denn da für ein Purzinellmandl? Der ist woll gestern in Hall ausgekommen aus dem gelben Haus, nit?"

Der Richter fragte überrascht: „Ist das nicht Ihr Mann, der Brantacher-Bauer?"

„Herr Landrichter!“ fuhr die Liese auf, „wenn ös so weiter redet, klag' i auf Ehrenbeleidigung! — Das wär' mir a schöner Mann — i thät' mi fein bedanken! Schaut's ihm lei in die Augen, nacher werd's schon sehen, mit wem der verheiratet ist — i mein' mit'n Weinpanz'n oder mit'n Schnapskessel!“

„Liese, mei' liebe Liese!“ schrie nun der Bartl, „kennst du mich wirklich nimmer? . . . I weiß nit, hast ein Brett vor den Augen, dass du mi nimmer kennst, deinen Mann! — Geh, schaug lei amol her, i bin's, der Bartl — weißt nimmer, der Pfarrer hat uns vor vierzehn Tagen z'sammengeben in Schlemmbach!“

„Geh, mach' kein' Gspass,“ erwiderte schnippisch die Liese, „uns z'sammengeben? Da müsst' i a dabei gewesen sein! — I thät' mi übrigens schön bedanken für einen solchen Halloderer als Mann, der solang den Wirten an den Weinfässern herumschmeckt, bis er nimmer weiß, hat er vier Füße oder zwei — der nachher in die

Apotheken einbricht zu schauen, ob's noch einen Tropfen gibt zum Ausleeren — der sich um sein Weib soviel kümmert als wie der türkische Sultan um einen Weichbrunnen." —

Der Richter kam aus den Zweifeln nicht heraus. Er machte einen letzten Anlauf. Indem er sein strengstes Gesicht aufsetzte, sagte er zur Frau:

„Sie können gehen — der Mann kommt drei Jahre nach Gradiska!"

Der Bartl schrie auf: „Liese! — Liese!" — Das Wort des Richters machte aber auch die Frau erbleichen.

„Herr Landrichter," begann sie wieder, „drei Jahre ist ein bisl viel ... vierzehn Tage, drei Wochen könnt's 'n meintwegen einsperren, aber dann wär' mir schon recht, wenn's 'n wieder nach Schlemmbach schicken thätet zum Brantacher."

„Der Delinquent ist also doch Ihr Mann?" fragte der Richter wieder.

„Eigentlich wohl," bekannte nun die Liese, „aber, Herr Landrichter, ös dürft mir's

nicht für übel nehmen. — I bin nie bei Gericht gewesen, i hab' nie einem Menschen was gestohlen oder auf'n Weg gelegt — und da hab' i mi soviel geschämt, dass i vor Gericht hab' müssen, und dass mein Mann, der Brantacher-Bauer, sollt' eingebrochen haben ..." Die Frau konnte nicht mehr weiter reden, sie hielt ihr Tuch vor das Gesicht und weinte laut.

Nun war die Sache bald aufgeklärt. Der Bartl musste die zerbrochenen Fensterscheiben in der Apotheke zahlen und ward dann entlassen. — Am nächsten Tage machten sich die beiden Brantacher-Leutchen auf die Heimfahrt von der abenteuerlichen Hochzeitsreise. Was sich dabei und nachher zugetragen, weiß der Schreiber nicht; die Leser können sich das selbst ausmalen.



Die „Nagelen“.

{Eine Studentengeschichte.}

Die vorliegende Geschichte reicht in die alten Studentenzeiten zurück, die der Verfasser nicht mehr denkt. — Der Held in dieser Geschichte heißt nicht Marx und nicht Michl, sondern Pips (Pius). Der Pips selbst hat dem Verfasser die Geschichte erzählt, und nur darum kann sie der Schreiber so ausführlich wiedergeben.

Der Pips gehörte durchaus nicht zu den Kirchenlichtern, Kopfzerbrechern und Bücherwürmern, er dachte sich vielmehr: „Alles wissen macht Kopfweh .... und wenn die

Wissenschaft nicht gern in den Tappschädel hinein will, soll sie halt draußen bleiben."

Mit der lateinischen Sprache und mit der Geographie hielt der Pips so leidliche Gevatterschaft, die griechischen Bücher und die Rechenhefte hatten ihm aber so schwere und schmerzliche Beleidigungen zugefügt, dass der Pips ihnen ewige Feindschaft schwor. Zwar wurde dem armen Pips von mancher Seite recht wohlwollend zugeredet, die Feindschaft sei Sünde, er müsse die Feindschaft mit seinen lieben Büchern aufgeben, allein der Pips sagte, wie alle Feindseligen sagen: „Verzeihen thu' ich schon, aber anschauen thu' ich sie nimmer."

Wenn der Pips mit den anderen Wissenschaften durchaus keine Freundschaft geschlossen, so hatte er für eine herentgegen eine ganz besondere Zuneigung, ja, förmlich eine Leidenschaft; das war die edle — Botanika (Pflanzenkunde). Für alles, was da Wurzeln bildet und Knospen treibt, was grünt und blüht auf Erden, war der Pips eingenommen. Eines hatte er an der

Erschaffung der Welt auszusetzen, daſs der liebe Herrgott nicht den ganzen dritten Tag dazu verwendet, Gras, Kräuter und fruchtbare Bäume zu schaffen. Alles, was keimt und sproſst im Pflanzenreiche, von der mächtigen Tanne bis zum kriechenden Hühnerdarm, von der glühenden Rose bis zum schwarzen Erdäpfel, alles hatte der Pips in sein Herz geschlossen. Berg und Thal durchstreifte er, und ganze Körbe voll Gras und Kräuter trug er in seine Wohnung.

Eine ganz besondere Vorliebe hegte der Pips für die „Nagelen“ (Nelken), und die Studenten nannten ihn darum auch den „Nagele-Pips“.

Lebte zu selbiger Zeit im Studentenstädtchen, wo der Pips seine Studien machte oder vielmehr nicht machte, auch ein ehrsamer Meister Gärber — Schlucker mit Namen. Meister Schlucker war zu gewissen Zeiten die Gutmüthigkeit selber, freundlich und liebenswürdig gegen jedermann. Eine Menge Studenten hatte er tagtäglich in Kost. Aber der Schlucker hatte auch seine

11*

bösen Stunden, und dann konnte er recht griesgrämig und bärbeißig, ja kotzengrob sein. — Besagter Schlucker war ein ganz närrischer Blumenliebhaber. Alle Fensterstöcke beim Schlucker waren dicht besetzt mit Blumentöpfen, am ganzen Hause glühte und blühte es in allen Farben. Die schönsten „Nagelen“ besaß der Schlucker, sie waren fast so groß wie eine Handfläche, und ihr süßer Duft durchwehte das ganze Sträßchen.

Vor des Schluckers Hause spazierte nun der Pips wohl täglich einige Dutzendmale auf und nieder und richtete seine sehnsüchtigen Blicke hinauf zu den Fenstern, wo die „Nagelen“ so lieblich herunterwinkten und so süß herniederdufteten. Schon lange hegte er den Plan, mit dem Schlucker anzuknüpfen, aber noch nie hatte er es gewagt. Endlich glaubte er die richtige Ansprache ausgeklügelt zu haben, und eines Tages machte er sich an den Schlucker heran. Der Schlucker aber hatte zum Unglück heute seinen allerbösesten Tag: ein

Koststudent hatte ihm argen Verdruss bereitet — Der Pips zog sein Käppchen, verbeugte sich fein säuberlich und begann:

„Herr Schlucker, Ihr habt wirklich prächtige ‚Nagelen‘; so schöne ‚Nagelen‘ wachsen im ganzen Land nit, es ist rein aus! . . .“

Der Schlucker schaute den Student mit seinen kleinen Aeuglein springgiftig an, dann knurrte er hervor: „Was geh'n dich meine Nagelen an, du hast sie nit gepelzt.“

„Sell nit,“ erwiderte der Student, „aber i hab' die Blumen g'rad' sov'l gern; geht's, schenkt's mir ein paar!“

Der Gärber wurde puterroth, dann schnaubte er: „Was, Nagelen?! Nagelen hast wohl unter der Nase, du R . . . bub, oder in deinem Lateinheft, wenn der Professor die rothe Tinte nicht mehr aufbringt, um all deine Böcke zu märkeln . . . Ja, ja, bist gewiss auch einer von den gottvergessenen Lotterstudenten, die . . .“

„Aber, Herr Schlucker, das geht Euch nichts an,“ bemerkte der Pips, „ich wollte

Euch einen Nagelstock abkaufen; ich möcht' ihn der schwarzen Muttergottes schenken ... hab' ein Anliegen."

Auch diese Lüge half nichts. Der Alte wurde noch wüthender.

„Die schwarze Muttergottes?!" schrie er, „die ist froh, wenn sie von dir nichts sieht, du Windbeutel, du verdrehter! ... Ja, ja, wie gesagt, so haben sie's, diese Lotterstudenten: — fuchsen einem das Geld heraus, lassen die Bücher hübsch fein rasten, fragen das ganze Jahr nach keinem Heiligen, wenn's dann zur Prüfung kommt, und wenn's ihnen auf die Naht geht, dann treten sie dir die Kirchböden völlig durch; dann sollen alle Heiligen g'rad' einmal auf ein Bankl herhocken und den Herren Studenten aufpassen."

Nun wurde der Pips auch fuchtig: „Schlucker," rief er, „das geht Euch alles nichts an, Ihr habt mir nichts geschenkt, und ich hab' Euch nichts abgebettelt ... möcht' auch nichts von so einem niederträchtigen Häuteabschaber und Schlucker" ...

Der Schlucker hob seinen Stock, und es war höchste Zeit für den Pips, dass er das Weite suchte.

Der Pips brütete Rache.

„Und die Nagelen muss ich haben," sagte er sich dutzendmal, „und g'rad' extra."

Er hatte bemerkt, dass der Schlucker seine Blumentöpfe auch zur Nachtszeit am offenen Fenster stehen lasse. Darauf baute er seinen Plan. — —

Wir sehen nach einigen Tagen bei nachtschlafender Zeit eine dunkle Gestalt vor des Schluckers Hause eine Leiter aufstellen. — Es ist der Pips. — Die „Nagelen" riechen so wonnig, der Pips glaubt, er sehe sie auch im Dunkel der Nacht roth glühen. — Schon hat er einen Stock heruntergeholt . . . einen zweiten . . . und will sich mit seiner Beute davon machen.

Doch aller guten Dinge sind drei — er steigt noch einmal in die Höhe; kaum ist er oben, so hört er drunten auf dem Pflaster schwere Tritte. Er will die Flucht ergreifen,

aber es ist schon zu spät, der Mann ist ganz nahe. — Der Pips schielt hinunter, und vor Schrecken beginnen ihm die Knie zu schlottern; es ist die Polizei. — —

Der arme Pips rührte sich nicht; er dachte: „Vielleicht hält mich der Mann des Gesetzes für eine Kuhhaut, die der Gärber zum Trocknen aushängt.“ Da hörte er eine tiefe Bassstimme von unten:

„Wer ist da?“

Der Pips hielt den Athem an.

„Im Namen des Gesetzes herunter!“

Der Pips regte sich nicht.

„Da droben wachsen sonderbare Aepfel,“ bemerkte der Mann der Ordnung, „wollen einmal ein bisschen schütteln, vielleicht fallen sie herunter.“ Zugleich zerrte er an der Leiter. Nun stöhnte der Pips:

„I komm' schon, i komm' schon!“

„Ah, gar reden thun diese Früchtlen,“ kicherte der Wächter des Gesetzes.

Langsam stieg der Pips hinunter. Drunten fasste ihn der Polizeimann am Rockkragen und schrie:

„Wie heißt man?“

Der Pips bedachte sich einen Augenblick, dann antwortete er: „Florian Fuchsburger.“

„Was ist man?“

„Student!“

„Was treibt man hier? — Einbrechen?“

„O beileibe, im Gegentheil!“

„Was im Gegentheil?“

„Sehen Sie, Herr Vormitternacht-Nachtwächter,“ erklärte der Pips, „da droben wohnt der Herr Schlucker; das ist so'l ein guter, wohlmeinender Herr; namentlich die Studenten hat er gern; er verschenkt alles. Beim Schlucker hab' ich den besten Kosttag in der ganzen Woche ... Morgen hat der Schlucker Namenstag; da hab' ich ihm wollen eine Freud' machen und ihm einige Blumenstöcke auf sein Fenster stellen ... Seh'n Sie, drei hab' ich bereits hingestellt; i bitt', darf ich nicht diese zwei auch noch hinausstellen“; dabei wies er auf die zwei am Boden stehenden Blumentöpfe.

„Nein,“ herrschte der Mann der Ordnung, „sofort die anderen auch herunter! ... Das ist Störung der Nachtruhe!“

„I bitt', i bitt',“ heuchelte der Student.

„Nein, augenblicklich die Stöcke herunter,“ befahl der Wachmann.

Der Pips holte die noch übrigen drei Töpfe, dabei seufzte er in einemfort:

„O schad', o schad', der Herr Schlucker hätt' eine Freud' g'habt . . . der hätt' eine Freud' g'habt!“

Der Wachmann nahm die Leiter fort, und der Pips trabte mit seiner Beute nachhause.

Am nächsten Tage wurde schon in aller Frühe Lärm; aber der Florian Fuchsburger war nirgends zu erfragen. Der Schlucker hatte sich das Gesicht des „Lotterstudenten“ zu wenig gemerkt, der Wachmann hatte ihn nur im Dunkel gesehen — und die „Nagele“-Stöcke blieben verschollen. — Und jetzt ist die Geschichte aus. Die Leser dürfen aber nicht glauben, dass der Schreiber das siebente Gebot

anfechten wolle, nein, er hat die Geschichte lediglich erzählt, um zu zeigen, wie es einem „Nagele“-Stock gehen kann, und zu beweisen, dass die Studenten in alten Zeiten nicht besser gewesen sind als in unseren.



Ein Mandl und ein Weibele.

„Es ist einmal ein Mandl und ein Weibele gewesen," so fangen die Kinder an, wenn sie Geschichten erzählen; da ich aber nicht Kindergeschichten schreibe, will ich einen anderen Anfang machen — also:

Es ist einmal ein Weibele und ein Mandl gewesen. Das Weibele hat Hanne geheißen und das Mandl Hans; das Weibele ist groß und schlank gewesen, das Mandl dick und kugelrund; das Weibele hat eine gelbe Nase besessen und das Mandl eine rothe; das Weibele hat Geld gehabt und das Mandl keins; das

Weibele hat geschnupft und das Mandl geraucht; das Weibele hat Kaffee getrunken und das Mandl Schnaps; das Weibele hat die Hose angehabt und das Mandl den Kittel. — Jetzt haben die Leser ein Bild von den zweien; nun beginnt aber die Geschichte.

Die zwei lebten mitten drinnen in einem ansehnlichen Bergdorfe auf dem sogenannten Birkner-Gütl. Kinder hatten sie keine, und sie hausten wie der Tag. Sie fanden miteinander ihr gutes Auskommen. — Sie war kein Wetterhahn und er kein Blasmichan. Finsternis war das ganze Jahr hindurch keine in ihrem Kalender geschrieben. Ihre Lieblingsbitte im Vaterunser lautete keineswegs: „Erlöse uns von dem Uebel,“ sondern: „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.“ Von der Hanne muss noch vermeldet werden, dass sie trotz ihrer Lammhaut Herr und Meister im Hause war. Item ist vom Hans zu berichten, dass er die Sonn- und Feiertage in seinem

Kalender etwas gar zu roth oder vielmehr zu licht angeschrieben hatte — die Leser verstehen.

Durch diesen Umstand wurde aber das Eheglück der beiden nicht sonderlich getrübt.

Die Hanne gab dem Hans jeden Sonn- und Feiertag in der Früh fünf Sechser, und der Hans hätte es jedesmal für eine große Unterlassungssünde angeschaut, wenn er abends noch einen rothen Heller im Sacke gefunden hätte. Er nahm für den ganzen Tag hinter dem Wirtstische Quartier und gab wohl acht, daſs der Wirt kein falsches Maß und Gewicht aufbringe. Abends um 8 Uhr erschien dann jedesmal auch die Hanne in der Wirtsstube, trank eine Schale Kaffee, muſste ihren Mann auch jedesmal mit vier oder fünf Sechsern vom Wirte loskaufen, weil das neue Geld so wenig Wert hatte, und dann zogen die beiden Arm in Arm nachhause. Er sang auf dem Heimwege:

„Zum Michel hat der Hansel g'sagt:
Hör', Nachbar, lass dir sag'n,
A sou, wie mi mein Weible plagt,
Es ist fast gor nit z'tragen."

Darauf replicierte dann gleich die Hanne:

„I kann nimmer fahr'n,
Der Wagen is z'schwar (schwer);
Die Rösslein sein mager,
Der Geldbeutel lar (leer)."

Dieses Schauspiel wiederholte sich jahraus, jahrein, jeden Sonn- und Festtag pünktlich nach der Uhr:

In der Früh um sechs Uhr war stiller Auszug und am Abend um halb neun Uhr feierlicher Einzug. Der Hans war vollständig daran gewöhnt, und er hätte sich niemals getraut, nachhause zu gehen, bevor sein Weib gekommen, ihn abzuholen. So lebten die beiden fort in Liebe und Leid, in Glück und Trübsal immer in Frieden und Eintracht, und es schien, als sollte es so bleiben, bis sie der Tod scheide.

Aber der Hanne kam nachgerade doch vor, daſs das neue Geld alleweil weniger Wert bekomme.

Eines Sonntags in der Früh sprach sie zu ihrem Manne:

„Du, Hans, das Ding muſs aufhören, sonst kommen wir am End' auf den Hund."

Der Hans wimmerte und bettelte:

„Ich bitt' schön, Alte, g'rad' drei Sechser . . . drei kleine Sechser . . . brauch' eigentlich bloß einen, aber zwei thu' ich in die Sparcasse."

Die Hanne lachte, endlich ließ sie sich erweichen. Als sie aber die drei Silberfüchse aus dem Beutel herauszählte, zwinkerte sie verschlagen mit den Augen. — —

Der Hans saß abends um 8 Uhr recht vergnügt hinter dem Wirtstische; auf der schwarzen Tafel hinter ihm blinkten sieben weiße Kreidestriche. Er hatte bereits den Kaffee für seine Gattin angeschafft. Aber diese kam nicht. Der Hans wurde unruhig. Die Uhr zeigte halb 9 Uhr —

der Zeiger rückte vor bis 9 Uhr. Die Hanne kam nicht. Nun gerieth der Hans in Aufregung. Eine solche Pflichtvergessenheit konnte er sich rein nicht erklären. Sie hatte ihm doch beim Altare versprochen, ihn zu ehren und zu lieben und standhaft bei ihm zu verharren, und jetzt diese Treulosigkeit! Er ließ den Wirt noch drei, vier weiße Striche auf die Tafel machen, und nun kam ihm vor, seine weißen Knöpfe an der Hose und am Rock seien lauter blinkende Thaler und Silbergulden. Er schnitt mit einem Sackmesser einen nach dem anderen herunter, warf sie auf den Tisch und schrie:

„Wirt, da ist Geld! Noch ein Halbele!“

Der Wirt wollte das neumodische Geld nicht annehmen, sondern redete dem Hans eindringlich zu, er möge nachhause gehen, es könne leicht ein Unglück geschehen sein. — Das schien dem Hans einzuleuchten; — endlich kutschierte er heimwärts. Er hätte fast eine Landkarte gebraucht, daß

er das Birkner-Häusl angetroffen. Jetzt stand er aber vor der Thür. Er klopfte und polterte, es rührte sich nichts. Er fieng an zu schreien:

„Hanne, thu auf! . . . Hanne, liebe Hanne, es ist dir nichts passiert, gelt? — Auf! . . . Auf! . . . Ich bin da!“

Endlich steckte die Frau ihren Kopf aus dem Kammerfenster heraus und rief:

„Was ist los so spät in der Nacht?“

„Ich bin da, der Hans . . . vergelt's Gott, weil du nur gesund bist . . . hab' schon gemeint, du bist hin . . . hab' alleweil auf dich gewartet . . . jetzt thu nur auf, thu auf!“

„Wer bist du denn?“

„Ja, kennst du mich gar nicht . . . der Hans bin ich . . . dein Alter . . . der Birkner-Hans.“

„Wart', ich werd' dich den Birkner-Hans lehren, du Lump . . . der Hans, mein Alter, ist längst schon da, der kommt allemal um halb 9 Uhr . . . gleich hol' ich die Gendarmerie.“

„Was, der Birkner-Hans ist schon da? ... Jetzt kenn' ich mich rein nimmer aus ... Wenn der Birkner-Hans schon da ist, wer soll denn nachher ich sein?"

„Das mußt du selber wissen, sonst gehst halt hinauf zum Pfarrer und laßt dir das Taufbuch aufschlagen — ein Lump bist halt einmal, ein ausgeklaubter, das kannst dir hinter die Ohren schreiben."

Mit diesen Worten schlug die Hanne das Fenster zu. — Der Hans war wie aus den Wolken gefallen. Die Weingeister gaukelten ihm die wildesten Bilder vor, endlich zogen sie ihn auf die Holzbank vor dem Hause nieder, und in einigen Minuten vernahm die Hanne schon ein bärenmäßiges Schnarchen. — Wenn der Hans einmal schlief, namentlich an den Feiertagen, so war er nicht mehr zu wecken. — Man hätte ihn an den Füßen nach Ungarn ziehen können, er wäre nicht aufgewacht.

Die Hanne stieg nun herunter, lud sich den schnarchenden Gatten auf die Schultern und trug i h n hinauf in sein Bett.

12*

Als der Hans am nächsten Morgen erwachte, starrte er in der Kammer herum. Ja, das war seine Kammer. — Aber es kam ihm alles so russisch vor, als ob er thatsächlich in ein russisches Dorf hineingeregnet worden wäre. Er konnte sich den Zusammenhang der Dinge seit gestern Abend nicht erklären. Er wartete, bis seine Gattin ihm eine Aufklärung geben würde. Diese aber war freundlich und noch liebenswürdiger als andere Montage; von der Nachtgeschichte sagte sie kein Wort. Der Hans aber sagte auch nichts die ganze Woche hindurch; er schämte sich, mea culpa zu sprechen. Die Nachbarsleute schauten ihn alle so spöttisch an, das wurmte ihn. Er kam auf das Räthsel nicht darauf, nur soviel war ihm klar, dass die Weingeister ihm einen argen Streich gespielt. — Dass die Hanne gar nichts sagte, machte dem Hans argen Kummer. — Er wusste nicht, was er in jener räthselhaften Nacht alles angestellt. Infolgedessen getraute er sich nicht mehr zum Wirt, einen Sonntag

nicht, den zweiten und dritten auch nicht, und weil er dem Wirte schon einmal untreu geworden, wagte er überhaupt nicht mehr über dessen Schwelle zu treten. — So ist das Mandl vom Weibele curiert worden.



Das Kaufbübl.

Er konnte nicht helfen, der arme Knirps mit den kurzen dicken Beinchen und dem hochrothen Köpf-lein, dass er von seinem Vater nichts wusste, und dass seine Mutter (ge-nannt die Schelm-Liese) eine Land-streicherin war, die ihm fast keine anderen Zärtlichkeiten als Püffe und Schläge hatte angedeihen lassen. Als wahre Rabenmutter hatte die Schelm-Liese den Jungen, der ihr lästig war, regelrecht an den geizigen Kress-Bauer verkauft. Der Kress-Bauer bedurfte eines Schaf- und

Ziegenhirten — und um zehn Silber-
gulden hatte er sich alle Rechte auf das
Kind erworben. Das arme Bübl konnte
auch nicht dafür, dass es nicht einmal
einen ordentlichen Namen besaß wie an-
dere Leute; „Littl“ wurde es geheißen,
sein ganzer Name aber lautete Hippolyt.
Mit einer drohenden Geberde war die
Mutter fortgezogen und hatte ihr Kind
zurückgelassen wie einen alten Rock. Fortan
musste der Littl zum Kress-Bauer Vater
sagen. Der Kress-Bauer war aber nichts
weniger als ein zärtlicher Vater; sein
Streben gieng dahin, aus dem Büblein
einen möglichst großen Nutzen zu ziehen.
Der Knabe musste die Schafe und Ziegen
besorgen, im Sommer hüten und im
Winter füttern; wenn ihm noch ein Augen-
blick frei blieb, wurde er auch zu anderen
Arbeiten herangezogen. So schwere Lasten
wurden ihm auf die Schultern gebürdet,
dass er oft tagelang einseitig daherschritt.
Der Tisch wurde ihm karg bemessen, und
oft musste der Knabe im Walde draußen

mit den Beeren seinen Hunger stillen. Hatte er gar einmal die Ziegen oder Schafe verloren, dann gab es harte Worte, Schläge und Ohrenbeuteln. Freundlich war niemand mit dem armen Jungen. Der Littl war d a s auch nicht gewohnt. So zog er sich von den Menschen zurück und schloss Freundschaft mit dem lieben Vieh, das ihm mehr Liebe entgegenbrachte als die Menschen. Den Ziegen und Schafen hatte er allen eigene Namen gegeben; mit diesen Namen sprach er sie an, unter diesen Namen verkehrte er mit ihnen. Die guten Thiere verstanden ihn, kamen auf seinen Ruf herbei, ließen sich kratzen und liebkosen und halfen ihm auch getreulich sein kärgliches Mittagsbrot verzehren. Im Herbst, als ein großer Theil der Lämmer zum Metzger getrieben wurde, war der Littl untröstlich; wochenlang weinte er seinen Lieblingen bittere Thränen nach.

Es begann die Schule, und der Littl musste auch in dieselbe. Die Schule brachte dem armen „Häuter“ neue Leiden.

Allzulicht war es in seinem Kopfe nicht; daheim musste er arbeiten, und er hatte keine Zeit zum Lernen. Dafür wurde er als ein Taugenichts und Faulpelz gescholten. Die Kinder trieben mit ihm ihr loses Spiel, und e r, der gewohnt war, sich treten zu lassen, gab sich zufrieden. — Die anderen Kinder hatten warme Kleider, gefütterte „Händlinge“ und große Schultaschen. Er hatte einen schäbigen Rock, musste seine Bücher in den bloßen Händen tragen, auch stak er barfuß in den groben Schuhen. Die losen Knaben hetzten ihn oft in den Schnee hinein und hatten ihre Freude, wenn dann seine Schuhe mit Schnee gefüllt waren. Die Kinder nannten ihn auch nicht anders als den „Schelm-Littl“, obwohl er niemandem etwas gestohlen hatte, oder den „gekauften Bub“. Das that ihm wehe, und zuhause im Stalle weinte er vor seinen Lieblingen, den Zicklein und Lämmern, sein bitteres Leid aus. Die erwachsenen Leute thaten den boshaften Kindern selten Einhalt.

Sie sagten: „Es ist doch nur ein Lotterbub und wird so sicher ein Lump, wie der Apfel nicht weit vom Stamme fällt.“ Nur beim Kerschbacher fand der Littl mitunter eine Zuflucht. Dort war eine mitleidige Bäuerin, die ihren Kindern strengstens verbot, den armen Jungen zu necken. Auch durfte sich der Littl auf seinem Schulwege in Kerschbachers Stube wärmen, und die Bäuerin steckte ihm nicht selten ein Stück Brot oder einen Apfel in die Tasche. Einmal, als die Bäuerin allein in der Stube war und ihr jüngstes Kind herzte und küsste, fragte der Littl plötzlich:

„Du, Kerschbacher-Mutter, hast du das Poppele gern?“

„Ja, freilich, warum denn nit,“ erwiderte die Bäuerin.

„Hast du das Hannele und den Sepp auch gern, die schon in die Schule gehen?“

„Sell woll,“ entgegnete die Bäuerin, „warum fragst denn so narrisch?“

„Mich hat der Vater nicht gern,“ schluchzte der Knabe.

Die Bäuerin versuchte ihn zu trösten, da fragte der Kleine wieder:

„Du, wo hast denn du das Hannele und den Sepp gekauft?“

„Gekauft?“ that die Bäuerin verwundert, „die hab' ich nicht gekauft, die gehören mein.“

„Brauchst du nicht noch einen Buben?“

„Das weiß ich nicht,“ lächelte die Bäuerin, „warum denn?“

„Ich hab' nur gemeint, wenn der Kerschbacher mich meinem Vater abkaufen thät'.“

„Da musst mit ihm selber reden,“ sagte die Bäuerin leise und wischte sich eine Thräne aus dem Auge.

Richtig trat der Littl mit seinem Anliegen an den Kerschbacher heran. Der sagte: „Wir werden schon sehen, Bübl ... aber hab' nur Geduld, wenn du einmal groß bist, kauft dich schon der Kaiser.“

Ostern war da, und das arme Waisenkind durfte das erstemal die heilige Communion empfangen. — Die anderen Kinder hatten schöne, neue Kleider an, und die

Buben trugen farbige „Buschen“ an ihren Hüten. Der Littl musste seinen alten, dicken Lodenrock und seine grobgenähten, geflickten Schuhe anziehen. — Er getraute sich nicht mit den schöngeputzten Kindern zur Communionbank. Zuletzt und ganz allein schritt er hinauf, und als er zurückkehrte, glänzte eine Thräne in seinem Auge. Er konnte nicht begreifen, dass es unserm Herrn nicht zu schlecht sei, zu ihm, dem armen Knaben, zu kommen. — Nach dem Gottesdienste erhielt er, wie die anderen Kinder, vom Katechet ein schönes Communion-Andenken und empfand darüber eine kindliche Freude. Er trug es gleich zum Kerschbacher und bat die Bäuerin, es ihm aufzuheben, weil der Vater daheim es leicht fortnehmen könne.

Hernach spielte er mit den Kindern vor dem Hause. — Das Hannele, das auch unter den Erst-Communicanten gewesen, fragte plötzlich:

„Du, Littl, der Cooperator hat gesagt, wir sollen das Jesukind nur recht bitten

— bei der heiligen Communion gebe es uns alles ... Was hast denn du gebittet?"

Der Knabe wurde roth. „Ich sag's nit," sprach er endlich.

„Geh', sag's!" bat das Mädchen, „ich gib dir etwas."

Da sprach der Knabe ganz leise: „Ich hab' gebittet, dass mich das Jesukind meinem Vater abkaufen soll." — Das Mädchen schaute ihn verwundert an, da kam der Sepp und machte den Vorschlag, ein heiliges Grab aufzustellen. Sie müssten aber recht viele „Ostergucherlen" zusammensuchen, da droben auf dem Kofel thäten genug wachsen. Mit Jubel machten sich die Kinder daran, diesen Vorschlag auszuführen. Sie suchten alle Hecken und alle Raine ab nach den frisch aufgeblühten jungen Osterblumen. Plötzlich schrie das Hannele:

„Da, da auf dem Klapf drüben sind schöne Guckerlen, aber ich getrau' mich nicht hinauf!"

Der Littl eilte herbei, und muthig kletterte er den Fels empor. — Da plötzlich

that es einen Krach, und der Knabe stürzte mit einem lauten Aufschrei in die Tiefe. Ein morscher Baumstrunk, an dem er sich gehalten, war gebrochen und mit dem Knaben in den Abgrund gekollert.

Das Hannele und der Sepp schrien und heulten und wagten sich nicht von der Stelle. Als die erschrockene Mutter herbeieilte, konnte sie lange nicht herausbringen, was denn vorgefallen sei. Endlich stieß das Hannele unter lautem Weinen die Worte heraus:

„Heruntergefallen! Vom Klapf heruntergefallen . . . der Schelm-Littl!"

Die Bäuerin holte schnell die Knechte. Diese fanden das arme Bübl klein zerschunden und zerschlagen am Fuße des Abhanges. Es lebte noch, aber die Brust hob und senkte sich schnell, und die Nasenflügel schlugen rasch auf und nieder. Man bettete das verunglückte Kind beim Kerschbacher auf ein weiches Lager. Der Cooperator spendete die letzte Oelung. Die ganze Nacht redete der Bub irre. Am Charfreitag in

der Früh wurde er ruhig. Plötzlich riss er die Augen weit auf und schaute groß in der Stube herum. Dann blickte er wie verklärt nach oben und rief überlaut:

„Hannele, Sepp . . . da kommt das Jesukind . . . schaut, schaut, es ist schon da . . . es hat ein blutrothes Röcklein an . . . hinter ihm geht ein schneeweißes Lampl . . . schaut, schaut, die Wolle ist ganz von Silber . . . und die Himmelmutter kommt auch . . . o die Himmelmutter ist schön und fein! . . . Gelt, du hast mich schon gern? . . . g'rad' ein klein's bisl?" . . .

Das Kind machte einen tiefen Schnaufer und dann noch einen und war fort. — Das Jesukind hatte das Bübl gekauft.

Du kleiner Engel, du wirst so bleich;
Schon hast du die Schwingen zum Flug gehoben:
O grüße mir das Himmelreich,
Und die ich liebe dort oben!

(Fr. W. Weber.)



Ein Ehehindernis.

Der Jörgen-Hannes war ein Bursch von 26 Jahren. Seinen Vater hatte er nicht gekannt. Als kleines Kind war er schon zu einem reichen Vetter, dem ledigen Jörgen-Bauer, gekommen, der ihn fernerhin als Sohn betrachtete. Der Hannes wuchs herr. wurde ein großer, schöner Junge, war geschickt und anstellig, ersetzte auch seinem Vetter, dem Klaus, alsbald einen Knecht. An den Unterhaltungen und Streichen seiner Jugendgenossen hatte er wenig Freude, aber etwas anderes hatte sein ganzes Sinnen und Trachten eingenommen,

als er kaum der Feiertagsschule entwachsen. — Pulver und Blei, Büchsen und Scheiben — das waren die Gegenstände, um die sich alle seine Gedanken und Wünsche drehten. — Mit zwanzig Jahren war er bereits einer der gerühmtesten und gefürchtetsten Schützen weitum. — Auf allen größeren Schießen traf man den Jörgen-Hannes. Die schönsten Kränze mit roth-weißen und schwarz-gelben Bändern und grün-weiße seidene Fähnlein in Menge brachte er nachhause; auf den Fähnlein hockten die goldenen und silbernen Kaiserköpfe wie die Buchstaben auf der A-B-C-Tafel. — Der alte Jörgen-Bauer hatte seine helle Freude an dem jungen Schützen; er war ja früher selbst ein wackerer „Brettlbohrer" gewesen, bevor seine runden Gesichtsfenster trübe geworden; — der Hannes brachte ihm jedesmal von seinen Schützenreisen etwas Hübsches mit nachhause, z. B. einen neuen Pfeifenkopf oder eine silberbeschlagene Tabaksdose u. dgl. Der Alte war sonst recht arbeitsneidig, aber wenn

irgendwoher ein Ladschreiben erschien, so wurde der Hannes jedesmal freigesprochen. — So kam es, dass die Leidenschaft für die Büchsen und das Schießen beim Hannes von Jahr zu Jahr wuchs. Die Büchse war sein Alles. Wohl hundertmal jeden Tag schaute er durch den Büchsenlauf, ob sich keine Rostflecken angesetzt; alle Tage wurde geputzt und eingefettet, Pulver gesiebt und Blei geschmolzen. — Selbst im Winter hatte der Stutzen keine Ruhe; da stand der Hannes Tage lang am Fenster und zielte auf eine Zaunlatte, drückte den Schneller ab und zielte wieder. — Weil er alle seine Gedanken bei der Büchse und dem Schnerfsack hatte, so kümmerte er sich um andere Angelegenheiten und Herzbeschwernisse blutwenig und war froh, dass der Vetter für alles sorgte und wachte. Ueber seine Zukunft hatte er sich niemals den Kopf zerbrochen. Er lebte nach dem Sprichwort: „Kommt der Tag, bringt der Tag“; er wusste oft sogar nicht, wie er in der Woche drinnen sei, ob der

Kalender Montag oder Samstag schreibe. — Da trat plötzlich ein Wendepunkt in seinem Leben ein. — Der Vetter Klaus zog ihn eines Tages in das hintere Stüb- chen, hieß ihn sich niedersetzen und begann mit etwas feierlicher Stimme:

„Hannes, lass dir was sagen — ich bin jetzt siebzig Jahre; mir kommt vor, ich werde nachher gar ein bisl müde auf dem Jörgen-Hof. Die Stutzen (Beine) wollen nicht mehr recht anheben, die Gucker sind nimmer recht licht, der Blasbalg lasst auch überall Wind aus, und der Kopf ist schon gar wie ein altes Kornsieb — fallt alles durch; — es ist eine harte Sach', heutigen- tags mit lauter Ehhalten (Dienstboten) wirtschaften, dass sie dir nicht hinter der Muspfanne schwitzen und auf'm Acker der- frieren . . . Da hab' i mir denkt, es wär' gut, einmal ein frisches Pflaster auf- legen . . . Du weißt, ich hab' nie ge- heiratet . . . hab' nie Zeit gehabt und hab' mich auch vor den Mäulern gefürchtet . . . thut mich fast ein bisl reuen jetzt in alten

13*

Tagen; . . . aber du bist brav und arbeiten kannst auch . . . Wenn's dir recht ist, stell' ich dir aus . . . kannst Jörgen-Bauer werden . . . Ist ein schöner Grund und kein Kreuzer drauf . . . ich nimm mir nichts aus, bloß die Abhalt . . . wirst mich wohl gut halten . . . und ein bisl hinten nachgehen werd' ich woll dürfen; heißt ja: Neue Besen kehren gut, die alten kennen die Winkel. — . . . Aber etwas bind' ich dir auf: du mußt heiraten und sell bald! . . 'Dersparst dir eine Dirn, und ein Weib schaut alleweil besser auf die Sachen wie ein Ehhalte; weißt nachher auch, für wen du dich schinden und rackern mußt. — — Und jetzt bin ich fertig — jetzt thu' dein Maul auf und schau' nicht drein wie der Bock in den Melkjechter" (Melkeimer).

Der Hannes stand eine Weile da, als hätte ihn ein Stern aus den Wolken auf die Erde heruntergeschneuzt, endlich sagte er stotternd:

„Vetter, mir ist alles recht, was Ihr thut."

„Das ist keine Antwort," ereiferte sich der Alte, „du bist kein Halterbub mehr .... wenn d' ein Bauer werden willst, magst schon ein bisl gröber auftreten und brauchst das Maul nicht in den Hosensack zu stecken .... also willst die Sache angreifen?"

Als der Hannes bejahte, fuhr der Alte fort: „Was ist denn nachher mit dem Heiraten, hast dir ein Mensch angeschaut?"

„Ist mir gar nie eingefallen," erwiderte der Hannes.

„Hab mir's gleich gedacht, du hast keinen anderen Gedanken als die Büchse," lachte der Alte ... „jetzt denk' einmal nach ... bist ja ein bisl herumgekommen und hast schon viel' Leute gesehen ... wer hat dir denn am besten gefallen?"

„Der Büchsenmacher von Kopfstoan," entgegnete schnell der Hannes.

Der Alte lachte hell auf. „Du wirst doch nicht den Büchsenmacher von Kopfstoan heiraten," rief er, „ich mein' das Weibervolk."

„Um das Weibervolk hab' ich mich nie gekümmert ... schauen alle gleich aus," sagte der Hannes.

„Soll ich dir noch das Mus einstreichen?" schrie nun der Alte fast erzürnt ... „jetzt sag' einmal, wie gefällt dir denn die Kapl-Lene? ... Ist ein sauberes Mädel, nicht geziert und doch keine Schlampe, arbeitet wie eine Maschine, ist gut mit den Alten und geht fleißig Kirchen ... Was sagst denn zu der?"

„Die Lene wird schon recht sein," erwiderte der Hannes.

„Oder gefällt dir besser die Kircher-Rosl," fragte der Klaus weiter, „oder die Brunner-Kathl oder die Schlager-Stine .. kannst ja auswählen, hast einen schönen Hof und Geld dazu, bekommst hundert für eine."

„Nein, mir ist die Lene schon recht," sagte der Hannes, „hat mir geholfen voriges Jahr das Vieh auf die Alm treiben; ist, mein' ich, ganz ein braves und hausliches Mensch."

„Gut, überleg' dir's noch heut', dann reisen wir morgen aufs Brautwerben," sagte der Alte und gieng. Der Hannes ließ den Kopf tief herunterhängen und gieng dem Alten nach.

Am nächsten Tag sprach der Klaus mit dem Hannes richtig beim Kapler-Bauer vor. Dieser fühlte sich über den Antrag sehr geschmeichelt; die Bäuerin lief schnell ein besseres Kleid anziehen; die Lene wurde puterroth und that sehr schüchtern. Der Hannes fühlte ein Herzklopfen und hätte in diesem Zustande sicher keinen Schwarzschuss gemacht. Die Kaplerischen sammt und sonders sagten natürlich Ja, und der Hannes war herzlich froh, dass sich die Sache so gut angelassen, die ihm wie ein Mühlrad im Kopfe herumgegangen war. — Die Heirat sollte schnell vor sich gehen. Die Brautleute sollten am Sonntag das erstemal, am Frauentag unter der Woche das zweitemal und am folgenden Sonntage das letztemal verkündet werden; am Montag darauf sollte die Hochzeit stattfinden.

Beim Jörgen-Bauer und auf dem Kapler-Hofe gieng es in den nächsten acht Tagen lebendig her. Tischler, Schneider und Schuster waren vollauf beschäftigt und nahmen sich kaum Zeit zum Essen. Der Hannes suchte wohl den alten Katechismus hervor und hielt seinen Kopf einige Stunden darüber, sonst merkte man in nichts, dass er Hochzeiter war. Er schaute nach wie vor durch seinen Büchsenlauf, machte Probeschüsse, fettete das Rohr ein, trocknete Pulver u. s. w. Da kam ein Ladschreiben zu einem großen Schießen in Lichtenfeld für Frauentag, Sonntag und Montag. Nun fieng der Hannes an Kugeln gießen und Hülsen stopfen. — Es kam Botschaft, der Hannes möchte sich am Frauentag abends beim Herrn Pfarrer zur Religionsprüfung einstellen. Der Hannes machte ein Gesicht, als müsste er eine „Enziwurz'n“ für Gerstenschleim einnehmen.

Spät abends am Frauentage kamen einige Schützen von Lichtenfeld zurück. Auf ihren Hüten glänzten vergoldete Stern-

chen, und sie zeigten Nummerplättchen herum mit tiefen Schwarzschüssen. Der Hannes zitterte am ganzen Leibe. — Er vergaß Braut und Bauernhof; die nächsten Tage hielt er fortwährend seinen Scheibenstutzen zum Fenster hinaus, blinzelte über den Lauf hin, schraubte am Absehen, an der Gabel und zielte wieder.

* * *

Der Hochzeitstag war da. Es gieng schon in aller Früh lustig zu in Hinterkirchen — so heißt nämlich der Ort, wo unsere Geschichte spielt. — Die jungen Burschen zogen jauchzend durch das Dorf, schwangen die spitzen Hüte mit den tanzenden Federn, schossen mit Pistolen in die Luft u. s. w. Die Braut mit ihren Eltern, dem Altvater, den Kranzljungfrauen und Voranbuben wartete schon im oberen Wirtshause auf den Bräutigam. Es läutete das erste und das andere. Der Bräutigam kam nicht. Man wurde ungeduldig. Der Kapler-Bauer gieng nachsehen. Er blieb

auffallend lang aus. Da läutete es schon mit allen Glocken zusammen. — Der Brautvater stürzte zur Thür herein, sein Gesicht brannte wie eine Feuerkugel, er wetterte und räsonnierte — lange brachte man nicht heraus, was denn los sei Endlich kam es auf: Der Bräutigam war nirgends zu finden. Die Braut weinte laut vor Scham, die Schwestern und die Mutter schluchzten, die Hochzeitsgäste schrien und lärmten durcheinander. — Da erschien der alte Jörgen-Bauer. Wie die Kettenhunde auf einen armen Fechtbruder, schossen die Kaplerischen auf ihn los. Das glatzkopfete Männlein pustete, keuchte und zitterte an allen Gliedern. Es konnte nur soviel sagen, dass es der Meinung gewesen, der Hannes sei beim Nachbar. Nun habe es vor einer halben Stunde bemerkt, dass der Scheibenstutzen und der Ranzen in der Kammer fehlen. Der Hannes habe wahrscheinlich alles vergessen und sei auf dem Schießen in Lichtenfeld. — Der alte Kapler fieng wieder an zu räsonnieren

und zu fluchen. Einem solchen Halloderer und Windbeutel gebe er seine Tochter nicht, schrie er, die Heirat gehe zurück u. s. w. Die Braut weinte noch lauter. — Man redete in den alten Kapler hinein, dass, wenn er alles rückgängig mache, die Schande und das Gerede noch größer würden — und seine Tochter müsse es entgelten. Endlich kam man überein, schnell ein Fuhrwerk nach Lichtenfeld zu schicken und den Bräutigam zu holen. Dem Herrn Pfarrer theilte ein Witzbold mit, es sei ein großes Ehehindernis entdeckt worden, das selbst der Papst nicht dispensieren könne.

Ein Knecht des Jörgen-Bauer fuhr in rasender Eile nach Lichtenfeld. Er hatte den Auftrag, die Sache möglichst heimlich abzumachen, dass die Schande nicht weiter komme. In Lichtenfeld angelangt, rannte der Knecht sofort zum Schießstand. Richtig, der Hannes war da. — Er hatte seinen Stutzen gerade im Anschlage Ruhig wie eine Mauer stand er da; den Büchsenlauf hielt er so still, als ob er eingeschraubt

wäre, selbst das Federchen auf seinem Spitzhute rührte sich nicht. — Piff — fuhr die Kugel hinaus.

„Hannes," schrie der Knecht, „sollst gleich heimkommen." Der Bursche drehte sich um.

„Ah, der Sepp," rief er, „ist's gar so eilig, was fehlt denn? . . . Ums Kennen zu links, ein Dreier!"

„Die große Kuh ist krank."

„Ah, die Tschecke — die hat nur Blähungen, ist alleweil so windig . . . müßst ihr Glaubersalz eingeben." (Er zielte wieder — piff.)

„Um einen Gedanken zu hoch," sagte er, „aber drinnen steckt er, auf einen Zoll thät' ich wetten." (Pumps, gieng draußen der Pöller los und noch einer und ein dritter.) „Schau', hat er's Kreuz voll durchgeschlagen!"

„Ein Centrum!" jauchzten die Schützen.

„Hannes," schrie der Knecht, „geh heim, der Vetter ist grantig — die Kuh ist hin geworden."

„Waas? Hin geworden? — Dann muſs ſie etwas Giftiges bekommen haben . . . Schlecker und Ehre!“

(Er zielte wieder, es knallte.) „Den hab' ich mir nach links verdruckt, aber ein Zweier könnt's noch ſein . . . ſchau', gar ein Dreier!“ „Hannes, geh heim,“ mahnte der Knecht dringender, „die Mitterdirn iſt durchgegangen, der Vetter iſt bös.“

„Was du heut' nicht für Neuigkeiten bringſt! . . . Durchgegangen? Ja, warum denn? . . . Schlecker und Ehre weiter!“ (Es knallte wieder, und zugleich erdröhnte der Pöller.) „Schau', ſchau', eine Nummer! . . . Sepp, geh heim; in einer Stunde komm' ich nach . . . ich kann die Tour nicht unterbrechen, und die Hauptſchuſs hab ich auch noch . . . jetzt aufhören, wär' eine himmelſchreiende Sünd'! . . . Das Büchsl geht wie ein Gedanke, und ein Wetterl iſt wie auf der Alm . . .“

„Der Vetter hat ſich den Fuß verſtaucht,“ begann der Knecht wieder.

„Du Malefizmandl, jetzt kenn' ich mich aus: . . . willst mich foppen, gelt?" rief der Sepp, „Haupt und Ehre, Schlecker geht alleweil mit!"

„Hannes, geh mit mir, ich muss dir was sagen!"

„I hab' nit derweil; sag's nur gleich da . . . . Teixl, jetzt kommt der Wind!"

„Hannes, in Hinterkirchen ist Hochzeit."

„Von wem denn nachher? . . . Jetzt mach' ich den Stechschuss."

„Vom Jörgen-Hannes und der Kapl-Lene," schrie der Knecht außer sich.

Die Schützen lachten hell auf. Der Hannes stutzte und wurde bleich.

„Das ist nicht wahr!" schrie er, „die Hochzeit ist erst nächste Woche . . . wir müssen ja dreimal verkündet werden."

„Seid ihr ja schon," schrie der Knecht noch lauter, „hast den Frauentag vergessen? Mir scheint, du hast deinen Kopf verloren."

Der Hannes wurde noch bleicher, dann gab er seine Büchse dem Schützenmeister und stürzte fort.

In rasender Eile fuhren sie Hinterkirchen zu. Der Knecht erzählte, was für eine Aufregung dort herrsche. Die Braut weine und heule, der Vetter sei ganz krank vor Scham und Schande, der alte Kapler fahre herum wie ein Speibteufel u. s. w. — Der Hannes wusste sich nicht zu helfen; er wäre lieber nach Amerika, als nach Hinterkirchen gefahren.

Den feierlichen Einzug und die Begrüßung des Bräutigams übergehen wir, das können sich die Leser selbst ausmalen. — Nur soviel darf der Schreiber verrathen, dass das Wetter bei Ankunft des Hannes mit höchster Kraft einsetzte und eine ganze Glockenstunde forttobte. — Endlich gelang es dem Pfarrer, die Sache zu schlichten und alles in das rechte Geleise zu bringen. Nachmittags war Copulation und darauf Hochzeitsmahl. — Aber es wollte dabei keine rechte Lust aufkommen. Ein düsterer

Schatten lagerte auf der ganzen Gesell-schaft.

Da erschienen plötzlich die Schützen von Lichtenfeld. Sie brachten der Jungfrau Braut einen wunderschönen Becher aus fein geschliffenem Glas und einen schimmernden Kranz aus purstem Silber. Der Schützenmeister hielt eine Rede, ließ den alten Kapler und den Jörgen-Bauer hochleben, strich den Bräutigam ordentlich heraus — es wurde immer gemüthlicher und lauter; zuletzt fiengen die beiden Alten, der Jörgen-Bauer und der Kapler, gar mitsammen zu tanzen an, und hiemit nahm der Hochzeitstag, der so verhängnisvoll begonnen, ein glückliches und lustiges Ende.

Die Leser dürfen etwa nicht glauben, dass der unglückliche Hochzeitsmorgen einen bösen Schatten in das spätere Eheleben der Neuvermählten hineingeworfen. Im Gegentheil. — Der Hannes und die Lene wurden das glücklichste Paar weitum. — Gegenwärtig hat der Hans sein Weib schon

um vieles lieber als seine Büchse, und es ist Gefahr, dass er sich aus dem Schützenbunde ausstreichen läſst.

Die Lene aber pflegt ihren Mann nicht ungern mit dem großen Ehehindernis zu necken.



Roth ist die Lieb', und weiß ist die Treu'.

Es war im Mai des Jahres 1809. Die Baiern zogen mordend und brennend das Unterinnthal hinauf. — Es ist unbeschreiblich, was die wackeren Unterinnthaler in diesen Tagen gelitten. — Aber die Stunde der Vergeltung rückte näher — es regte sich bereits auf allen Höhen. Die Dörfer waren von den Männern größtentheils verlassen, nur Weiber und Kinder waren zuhause. — Ein glasheller Maientag war über das schöne Unterland heraufgezogen. Die Sonne schob ihren Gold-

mantel immer tiefer über die Bergspitzen herunter, die Lerchen trillerten und jubilierten, als ob sie nichts wüssten vom Harm und Jammer drunten im Thal; sie turnten wie an einem Seile in der Luft empor, immer höher, bis sie plötzlich zu leuchten begannen, als ob sie Silberflügel bekommen hätten.

Auf der sanften Berglehne südlich vom Inn liegt das freundliche Dörfchen Kaltenbach. Man hat eine Stunde vom Thal hinaufzugehen. Soeben ist die Messe zu Ende, und ausnehmend viele Kirchgänger, meistens Frauen, schreiten aus dem Gotteshaus. Unter ihnen ist auch die junge Stampferbäuerin. Sie eilt mit raschen Schritten ihrem Hause zu. Den Kopf trägt sie tief auf die Brust gesenkt, nur manchmal lässt sie ihre Augen in das Thal hinunterschweifen, wo man die weißen Zelte des bairischen Feldlagers und die schwarzen Gruppen der Soldaten erblickt, und so oft sie hinunterschaut, zuckt es schmerzlich um ihre Lippen — —

14*

Wohl über eine halbe Stunde hatte die Frau zu gehen, bis sie das Haus erreichte. — Als sie dort ankam, fuhr ein starrer Schrecken durch ihre Glieder. Eine Trupp bairischer Soldaten mit einem Officier war da. — Der Officier trat sogleich an die Frau heran und fragte:

„Seid Ihr das Weib des Josef Zeindl, Stampfer in Kaltenbach?"

Die Frau erblasste und hauchte ganz leise:

„Sell werd' ich wohl sein."

„Dann hab' ich eine schlimme Botschaft an Euch zu melden."

„Um Gotteswillen, was ist denn geschehen?" schrie die Frau laut auf, „ich bitt Euch, redet, Herr, redet!"

„Euer Mann ist gefangen und soll morgen um diese Stunde erschossen werden."

Die Frau sank auf die Steinbank vor dem Hause nieder, und herzbrechend klang ihr Jammerruf: „Jesus, Maria und Josef!" Dann sprang sie plötzlich auf, ergriff den

Officier am Arm und rief mit ängstlicher Stimme:

„Was hat er denn gethan? Was hat er denn verbrochen? Ich sag' Euch, Herr, mein Mann ist so unschuldig wie ein kleines Kind; er ist so lieb und gut!"

„Er wurde als Spion ertappt und hatte wichtige Schriften bei sich."

Die Frau hielt die Schürze vors Gesicht und weinte laut:

„So ist's denn wahr, ist's wirklich wahr, so früh . . . . so jung!" Dann heulte sie laut: „Und sterben!"

Wieder ergriff sie den Arm des Officiers, sah ihm ängstlich ins Gesicht und flehte innig:

„Herr, sagt mir, ich bitt' Euch bei allen Heiligen, gibt's denn gar kein Mittel, gar keines?"

„Vielleicht gibt's noch eines," erwiderte der Officier.

„So sprecht, so redet," schrie die Frau, „alles will ich thun, hinauskriechen will ich bis München zum König, wenn ich nur meinen Josl wieder bekomm'!"

„Könnt Ihr lesen?“ fragte der Officier.

Die Frau nickte.

Da zog er ein Papier aus der Tasche und reichte es der Bäuerin. Es war ein Brief des Schützenmajors Speckbacher an den Kronenwirt in Hall. Der Brief handelte von einer lustigen Kirchweih; er enthielt so auffallende Bilder und sonderbare Gleichnisse, die Personen, welche darin erwähnt waren, trugen so merkwürdige Namen, der ganzen Sache wurde soviel Wichtigkeit beigelegt, dass die Baiern gleich darauf kamen, hinter dem Briefe stecke etwas anderes, er enthalte den Kriegsplan der Tiroler. Der Brief war mit solcher Verschlagenheit und List abgefasst, dass nur jemand den wahren Sachverhalt enträthseln konnte, der in das Geheimnis eingeweiht war.

„Den Brief,“ begann der Officier, „trug Euer Mann bei sich, er sollte ihn wohl befördern; er handelt offenbar von einem Kriegsplan. Versteht Ihr, was diese Zeilen eigentlich enthalten?“

Die Frau schaute lange auf das Papier. Sie verstand den wahren Sinn des Schreibens allzugut; sie hatte ja viele ähnliche Briefe im Auftrage ihres Mannes schreiben müssen. Endlich hauchte sie leise:

„Ja, ich versteh's.“

„So enträthselt uns dieses Schreiben ganz genau,“ erklärte der Officier, „und Euer Mann ist frei!“

Die Frau sank wieder auf die Bank und hielt ihre Hände vors Gesicht.

„Macht schnell, wir haben Eile,“ drängte der Officier, „das Leben Eures Mannes liegt in Eurer Hand.“

Die Frau ließ die Hände auf ihren Schoß niedersinken und sagte noch leiser als vorhin:

„Ich kann nicht.“

„Dann seid Ihr es selber, Ihr, das Weib, das Eurem eigenen Mann das Todesurtheil spricht. Bedenkt, morgen um diese Stunde!“ sagte der Officier mit Strenge.

Die Frau rang stöhnend die Hände; das Blut schoss ihr jäh in die Wangen,

dann wurde sie kreidebleich; sie kämpfte einen fürchterlichen Kampf in ihrem Innern. Jetzt schluchzte sie laut und rief:

„O Gott, o Gott, eine solche Prüfung!“

„Frau, Ihr habt Euren Mann nicht lieb, wenn Ihr ihn sterben läſst,“ bemerkte der Officier.

„Was, nicht lieb?“ schrie die Frau, „schaut hinein in mein Herz, wie es blutet und zuckt, und dann sagt noch einmal, ich hab' ihn nicht lieb! Nur allzulieb hab' ich ihn, allzulieb! ... Aber mein Vaterland, mein Tirol .... und der Verrath!“ ..

Wieder rang sie die Hände, krampfte die Finger zusammen, ächzte und stöhnte. Jetzt nahmen ihre Augen einen seltsamen, fast verzweifelten Ausdruck an, sie wechselte noch einmal Farbe. Dann kam es mit Bestimmtheit von ihren Lippen:

„Nein, nein, ich kann nicht! Ich thu's nicht!“

Mit diesen Worten riſs sie den Brief in Stücke und schleuderte die Fetzen auf den Boden.

„Jetzt ist's geschehen," athmete sie erleichtert auf. — Der Officier lachte.

„Frau, Euer Beginnen ist unnütz," sagte er, „wir haben eine genaue Abschrift von dem Brief .... also Ihr habt Euer letztes Wort gesprochen?"

„Mein letztes," erwiderte das Weib gefasst.

„Dann hab' ich hier nichts mehr zu thun," erklärte der Officier. Er wandte sich zum Gehen.

Jetzt stieß die Frau wie aus einem Traume erwachend einen Jammerlaut hervor, dann flehte sie, während die Thränen reichlich hervorbrachen:

„Gewährt mir eine Bitte, sagt mir, wann und wo kann ich meinen Gatten noch einmal sehen?"

„Den könnt Ihr nimmer sehen," erklärte der Officier bestimmt, „ins Lager darf niemand hinein."

„Jesus, Maria," schrie die Frau mit herzzerreißender Stimme, „was, nimmer sehen? Das ist doch nicht Euer Ernst?

Treibt keinen Spass mit einem unglücklichen Weib! . . . Selbst der Verbrecher darf seine Angehörigen noch einmal sehen, bevor er zum Tode geführt wird . . . und mein Josl ist kein Verbrecher, nein, gewiss nicht! . . . Schaut, ich hab' da drinnen ein kleines Bübl, sein Bübl . . . ich möcht' es ihn g'rad' noch einmal küssen lassen, ich möcht' ihm g'rad' noch einmal in die Augen schauen . . . Geht, Herr, seid nicht so grausam! Ihr habt vielleicht auch eine Frau zuhause und ein unschuldiges Kind . . . denkt, wie Euch zumuthe wäre, wenn Ihr in der Lage wäret wie mein Mann und Ihr dürftet Eure Lieben nicht mehr sehen."

„Liebe Frau," sagte der Officier gerührt, „es liegt nicht in meiner Macht, Euren Wunsch zu erfüllen, das Kriegsgericht ist streng, da gibt's keinen Pardon . . . Fasst Euch und denkt, es ist unmöglich . . . Wenn Ihr Eurem Mann etwas zu sagen habt, so schreibt einen Brief, ich will ihn heute abends besorgen . . . und nun adje!"

Die Soldaten zogen fort; die Stampferbäuerin ließ sich auf die Bank nieder und weinte herzbrechend.

* *
*

Es war so traurig droben im Stampferhof, und doch warf die Sonne ihre freundlichsten und hellsten Strahlen zum Fenster hinein. Die Bäuerin saß mit rothgeweinten Augen am Tische und schrieb folgenden Brief:

„Mein lieber Josl! Wie ist auf einmal alles so anders geworden, ich mag's alleweil noch nicht glauben. Aber ich will nicht klagen und dir dein Herz nicht noch schwerer machen. — Am schwersten kommt mir das vor, dass ich dich hätt' retten können, wenn ich den Brief ausgelegt hätte. Ich mein' alleweil, ich bin schuld, dass du sterben musst; gelt, du verzeihst mir wohl, ich hab's ja nicht thun dürfen, es wär' Verrath gewesen. Unser Herr wird mir's wohl auch verzeihen. Lieber Josl! Wir dürfen uns nicht mehr sehen auf der

Welt, aber in der anderen Welt sehen wir uns gewiss wieder, gelt, Josl? Ich werde heut' und morgen und mein' Lebtag an dich denken, vergiss mich auch nicht in der anderen Welt. Ich thu' jetzt alleweil weinen, und mit dem Weinen wird mir leichter. Wie gern' thät' ich für dich sterben, ich hab' dich ja so lieb, so von Herzen lieb. — Lieber Josl! Da schick' ich dir einen Buschen, es ist ein Reisebuschen auf die große Reis'. Inwendig drinn' sind Nagelen, und auswendig herum ist Edelweiß. Die Nagelen hab' ich vom Stock beim großen Fenster abgebrochen. Gerade darunter schläft dein Bübl, das Anderl. Die Nagelen bedeuten meine Lieb' und das Edelweiß meine Treu' zu dir. Steck' dir den Buschen auf den Rock, wenn du den letzten Weg gehst. Es ist das letzte Andenken von mir auf dieser Welt. Da in den Brief herein leg' ich dir ein Kraushaar von unserem Kind. Ich werde das Bübl, das Anderl, recht herzlich küssen für dich. — Ein Sterbekreuzl schick' ich dir

auch, es ist der Ablass darauf. Lieber Josl! Wenn sie dich zum Sterben hinausführen, so schau' hinauf zum Kreuzbühel. Wenn du dort ein weißes Tüchl flattern siehst, so denk' dir, deine Marianne ist dort und thut dir beistehen bei deinem bitteren Sterben. Wegen dem Kind brauchst dich nicht zu sorgen. — Ich werd' es gut aufziehen und es beten machen für seinen Vater. Mein herzallerliebster Josl! Ich kann nicht mehr weiter schreiben, mir ist so wehe, so wehe. Doch mach' dir wegen meiner keine Sorgen, ich werd's wohl dertragen, unser Herr ist ja alleweil droben. Ich küsse noch einmal die Blumen, die ich dir schicke; ich wünsch' dir glückliche Urständ'! Leb' wohl, leb' wohl!

Deine dich ewig liebende Marianne."

* * *

Der Morgen des nächsten Tages war angebrochen. Der zum Tode verurtheilte Stampferbauer stand vor dem bairischen General. Der General sprach mit scharfer Betonung:

„Josef Zeindl, ich frage Euch zum letztenmale, seid Ihr gewillt, uns den Sinn des Briefes zu erklären? Wenn ja, so wird Euch das Leben geschenkt, und Ihr bekommt eine gute Anstellung im königlichen Dienst; wenn nein, so sind die Gewehre für Euch schon geladen.“

„Herr General,“ erwiderte der Bauer mit fester und klarer Stimme, „ich bin nicht gewohnt, meine Reden zu wiederholen. Wir Tiroler sagen eine Rede einmal, und wenn wir sie gesagt haben, dann steht sie fest wie ein Eichbaum. Erschießen könnt Ihr mich, ja, aber zum Reden zwingen, nein! — Das Herz könnt Ihr mir aus dem Leib herausreißen, sell wohl, ja — aber aus dem Herzen die Treu', sell nit, nein und tausendmal nein! — Ich dank' recht für den königlichen Dienst, wär' mir um die schönen Tiroler Farben zeitlang. Merkt wohl, roth ist die Lieb', und weiß ist die Treu'; die zwei Farben gehören zusammen — in alle Ewigkeit zusammen: roth ist der Kaisermantel, uud helllicht ist

das Tiroler Edelweiß; die zwei Farben gehören auch zusammen und bleiben in alle Ewigkeit beieinander — jetzt habe ich nichts mehr zu sagen, Herr General!"

Der General winkte, und die Soldaten führten den Stampferbauer hinaus. — Mit heiterer Miene schritt der junge Bauer zum Tode. Sein Gang war ruhig, sein Auge klar. Den Blumenstrauß seiner Gattin trug er im Knopfloch am Rock. Wie zur Hochzeit gieng er dahin, nicht wie zum Sterben.

Draußen am Exercierplatze waren schon alle Anstalten zur Hinrichtung getroffen. Man hatte die Schritte abgezählt, die Musketiere nahmen Stellung. Ein Soldat machte dem Stampferbauer die Hände los und legte die weiße Binde für die Augen zurecht. — Da richtete der Stampferbauer seine Augen hinauf zum Kreuzbühel. Ein freudiges Leuchten flog über sein Gesicht. Da droben winkte und flatterte ein weißes Tüchl. Der Stampfer riss dem Soldaten die weiße Binde aus der Hand und

schwenkte sie grüßend hinauf gegen den Berg, dann warf er sie zur Erde und rief: „Soldaten, thut eure Pflicht!"

Es erscholl das Commando:

„An!" — „Feuer!"

Die Salve krachte — der Stampfer sank zu Boden. — Droben auf dem Hügel aber stürzte eine Frau am Kreuzbilde nieder, umschlang mit ihren Armen die Füße des Gekreuzigten und ließ ihre Thränen über dieselben herunterfließen.



Ein Schützenweib.

Die Hafner-Nanne und der Luckner-Martl waren beide ganz krank auf einander, die Nanne fast mehr noch auf den Martl als dieser auf die Nanne. Trotzdem gieng es bluthart mit dem Sacramente der Ehe, und was noch mehr zu verwundern, aus Schuld der Nanne. Der Martl war nämlich ein passionierter Scheibenschütz und 30 Stunden im Umkreis mit allen Schützenmeistern gevattert und vervettert. Die Nanne war eine geschworene Feindin von Pulver und Blei, von Stutzen und Scheiben. — Warum denn? Einmal erstens, weil

der beste Schütz alle Jahr eine Kuh verschießt, zweitens und hauptsächlich, weil die Schützen ihre Büchse zehnmal lieber haben als ihr Weib, die Büchse ausführen und das Weib daheim sitzen lassen, halbe und ganze Nächte lang, ja Tage und Wochen lang nicht wissen, wo sie zuhause sind. — Beim Vater der Nanne — tröst' ihn Gott! — war es gerade so gewesen. Darum sagte die Nanne dem Martl, als dieser auf Brautwerbung kam, frank und frei heraus, sie habe einen ofengroßen Korb bereit, wenn der Martl nicht seinen Stutzen verkaufe, dem Schützenteufel und allen seinen Werken und aller seiner Pracht aus ganzem Herzen widersage. Der Martl stand da wie ein Bär, der seinen Rüssel in ein Essigfass statt in einen Honigtopf gesteckt hatte. Die Wahl machte ihn schwitzen — entweder keine Büchse oder keine Nanne. Er dachte eine Weile nach, dann leistete er die feierliche Absage an Pulver und Blei, sowie deren Anhang. Nun dürfen die Leser nicht glauben, dass

dem Martl mit seinem Abschwören blutiger Ernst gewesen; — er hatte sich ein Hinterthürl offen gelassen, indem er wohlweislich verschwiegen, wie lange Zeit er dem Schießen Ade sagen wolle. In seinem Innern hatte er sich das Ding ganz nett zurechtgelegt. In den wenigen Herbstwochen glaubte er der Versuchung nicht schwer widerstehen zu können, im Winter hatte die Schießerei ehedem Feierabend, im Frühjahr war die Nanne um sechs Monate älter und gewiss um sieben Loth vernünftiger geworden — da wollte er eine kleine Pulververschwörung anzetteln und die Sache wieder ins alte Geleise kehren. Einstweilen übergab er seinen Stutzen dem Bärenwirt zum Aufbehalten, das andere Schießzeug verwahrte er in einem geheimen Schranke.

Also kam die Hochzeit zustande. Der Martl durchlebte den Herbst und Winter in Glück und Frieden mit seiner jungen Ehehälfte.

Die Osterglocken hatten ausgeklungen, und der Weiße Sonntag brachte das erste

15*

Freischießen auf dem Oberrieder Schieß-
stande. Der Martl betheiligte sich nicht
daran, sondern lag zuhause auf der Ofen-
bank und hatte einen Muth wie ein blinder
Kater. Zeitlebens war ihm der weiche
Knall der Scheibenstutzen die liebste Musik
gewesen, die wallenden Schützenfahnen aber,
die tanzenden Hahnfedern, die blanken
Stutzen und die löcherfreien Scheiben das
liebste Schauspiel. Nun sollte er auf all das ver-
zichten. Heute stieg zum erstenmal ein leiser
Unmuth gegen die Nanne in seinem Herzen auf.

Eine Woche später hatte er seinen Stutzen
vom Bärenwirt in das Haus geschmuggelt.
Es verflossen einige Tage, und er wagte
eine Schießprobe. Sein Weib schaute
ihn im Vorübergehen gekränkt an, sagte
aber nichts. — Der Martl setzte das
Schießen fort, die Nanne sprach immer
weniger und gab sehr kurze Antworten.
Der Martl besuchte das nächste Frei-
schießen, sein Weib verlor gänzlich die
Sprache. — Aber das war nur die Ruhe
vor dem Sturm.

Der Martl kam in den nächsten Tagen etwas spät nachhause, da brach das Wetter los, und zwar so heftig, dass der Martl vor seiner Ehehälfte — erschrak. Nach einer sehr kräftigen Anrede und einer nachdrucksvollen Strafpredigt schrie das Weib im höchsten Zorn: „Wenn du das dumme Schießeisen nicht morgen noch aus dem Hause schaffst, so ziehe ich heim zu meiner Mutter, und mit zehn Paar Ochsen bringst du mich nicht mehr herunter in dein Haus!“

Der Martl besaß kein starkes Herz, er wurde ganz zerknirscht, verabscheute alle seine Vergehen und gelobte Besserung. Allein seine Bekehrung war keine aufrichtige.

Daheim im Oberried durfte er seiner Schützenleidenschaft nicht mehr fröhnen, darum schaute er nach auswärts. — Seinen Stutzen hatte er bei einem Wirt, eine Stunde von Oberried, verborgen. Seine Blechpfanne hatte die Ehehälfte in eine Schmalzpfanne verwandelt und seine Kugelzange in eine Beißzange. Der Martl

schaffte sich neue an. Auch begann er jetzt mit allem Ernst Vieh zu handeln. Durch den Viehhandel wurde er gezwungen, öfters Reisen zu machen; aber er besuchte auf seinen Reisen viel häufiger die Schießstände als die Märkte. Seine Ochsen, welche er schon dutzendmale verkaufen wollte, brachte er immer wieder nachhause. Das einemal war der Handel faul gegangen, das anderemal hatte er die Ochsen gar nicht her dergeben, das drittemal war er mit einem Pinzger gerade noch zwei Gulden auseinander gewesen, da hatte ihn der Pinzger stehen gelassen u. s. w. — Wenn der Martl zuhause weilte, schaute er oft Viertelstunden lang über einen Hackenstiel oder über einen Rechenstab hinaus, und wenn ihn die Nanne fragte, was er denn so messe, dann lautete die Antwort, er müsse nur sehen, ob der Stiel wohl gerade sei. Die Frau schüttelte den Kopf und begann geheimen Verdacht zu schöpfen. Sie wurde darin noch bestärkt, als der Martl bei seiner Heimkunft von einer Reise einmal einen

Nummernstern auf dem Hutbande vergessen hatte. Eines Tages brachte ihr eine Nachbarin die gewisse Nachricht, dass ihr Mann in Vorderboden zwei „Centrum“ geschossen und das erste Best davongetragen habe. — Die Nanne wurde grün und gelb vor Aerger. Am meisten kränkte sie die Falschheit ihres Mannes. Aber sie schluckte ihren Zorn hinunter, sie wollte sich mit eigenen Augen überzeugen und den Heuchler auf frischer That ertappen. Als ihr Mann nachhause kam, that sie ungemein freundlich. — Es vergiengen ein paar Wochen, da fieng der Martl wieder an, über die Rechenstiele hinauszublinzeln.

„Ah,“ dachte sich die Nanne, „jetzt kommt wieder bald ein Markt aus.“

Aber sie hatte sich getäuscht. Diesmal hatte der Martl eine große Wallfahrt verlobt nach Weißenstein wegen einem kranken Vieh. Die Nanne lachte, sie kannte ihren Martl; er war zwar kein schlechter Christ, aber in der Betbruderschaft war er nicht drinnen.

„Zur Muttergottes nach Weißenstein!" — dachte sie — „das geht gewiss zum heiligen Sebastian nach Schießenstein!"

Der Martl aber packte den Ranzen und lenkte richtig seine Schritte nach Süden gen Weißenstein. Die Nanne begleitete ihn eine Stunde Weges. Als sie von einander Abschied genommen, versteckte sich das Weib hinter einem Baume, um zu sehen, ob der Theure wohl nicht umkehre; aber der Martl schritt wacker nach Süden. — Die Nanne ließ ihren Verdacht sinken und kehrte beruhigt nachhause. — Dort fiel ihr erster Blick auf den Werktagsrock des Mannes. Sie durchsuchte neugierig die Taschen — was war denn das für ein Zettel? Hollah, ein Ladschreiben zu einem großen Schießen mit 400 Gulden nach N. in Stubai! Das Schießen begann heute und dauerte fünf Tage. — Nun wurde die Nanne wieder unruhig. Aber ihr Mann war ja in der Richtung hinein gewandert, und das Stubai lag weit draußen . . . Das verschlägt nichts.

Schützen und Jäger machen oft große Umwege . . . Die junge Bäuerin grübelte eine Zeit lang, dann war ihr Plan fertig: Morgen gieng sie ins Stubai, wohin eine Muhme von ihr geheiratet hatte, auf Besuch. Auf dem Wege konnte sie beim Schützenwirt in N. ein wenig zusprechen. — Gedacht, gethan. —

— — — — — — — — — — —

Auf der Schießstätte zu N. in Stubai gieng es heute nicht allzu laut her. Es war Montag und dazu ein prächtiges Heuwetter. Die einheimischen Schützen waren größtentheils bei der Heuarbeit auf den Feldern; nur einzelne waren da, um den fremden Schützen Gesellschaft zu leisten. Das Schießen gieng flau, es war den ganzen Nachmittag noch kein Pöller losgegangen. Die Kellnerin, welche den Schank neben dem Schießraume besorgen musste, hatte nicht viel Arbeit, sie ließ sich nur alle halbe Stunden einmal sehen. — Der Schank war durch ein enges Holzbloch, durch welches Getränk und

Speisen herausgereicht werden konnten, mit dem Schießraume verbunden. — Da plötzlich erschien die Kellnerin mit einer fremden Weibsperson leise flüsternd im Schankraume. Die zwei mussten etwas Wichtiges mitsammen abkarten. — Das fremde Weib war niemand anders als — die junge Luckner-Bäuerin von Oberried, die Nanne.

Die Nanne steckte sich vorsichtig hinter das Holzbloch, so dass sie von außen nicht gesehen werden konnte. Durch ein Astloch guckte sie hinaus in den Schießraum; da gab es ihr plötzlich einen Stich ins Herz. Ihr Martl war richtig da und nicht bei der Muttergottes in Weißenstein; er stand gerade im Anschlag. — Als der Schuss hinausgepfiffen, öffnete sich die Thür, und herein trat ein fremder Mann. Es war der Hieseler von Moosstein, ein berühmter Schütze. Wie dieser den Martl erblickte, stürzte er auf ihn los, erfasste seine Rechte und schrie:

„Ah, grüß' Gott, Luckner. Sieht man dich auch wieder einmal? ... Bist gähling

unter den Schützen so selten wie der Ostersonntag unter den Festtagen. — Hab' gehört, du hast ein böses Weib daheim, einen reinen Teufel, ist's wahr?"

„Ist nicht so schlimm, Hieseler," erwiderte der Martl ... „ist sonst ein ganz prächtiges Weibele, meine Nanne ... hat halt einen Knopf im Hirnkastl, fürchtet sich vor den Schießeisen und möcht' gern, dass ich alleweil Haus hüten thät'." —

„Du, das Ding musst ihr abgewöhnen — hab's meiner Alten auch abgewöhnt — das passt nicht für ein Schützenweib. Lass sie nur launen und meinetwegen auch rehren und rotzen! ... Je mehr sie zuwider ist, desto weiter reisest du auf die Schießen — wirst sehen, das Wetter kehrt bald um."

„Ja, wenn das helfen thät'! — Ich muss mich immer heimlich davonstehlen ..."

„Was, davonstehlen? Wie ein Dieb in der Nacht zum edlen Schützenhandwerk? ... Du, Luckner, da musst Ernst machen und den Drachen ordentlich abkehren? — Weißt was? ... Ich fahre nächste Woche nach

Deutschland hinaus, nach Nürnberg, zu einem großen Schießen; fahr' mit, ich zahl' dir die Reis'! ... Wenn du willst, reisen wir noch weiter, nach Berlin und in andere Städte, zeigen den Deutschländern, wie man den Punkt aus dem Schwarzen herausschießt ... Wir sind nur 6—8 Wochen aus. Deinem Hausdrachen schreibst einen Brief und machst ihm klar, wie viel Uhr es geschlagen hat ... Schreib' ihr nur, wenn sie fein sei, kommest du in zwei Monaten wieder, und sonst fahrest du gar übers Wasser nach Amerika ... wirst sehen, wenn du heimkehrst, ist sie lampelfromm ... Bist einverstanden damit? ... Gib her deine Hand, es wird eine lustige Schützenfahrt!"

Der Martl zögerte, da sprang die Thür auf, und herein stürzte, im Angesichte krebsroth — die Nanne. Sie wollte sich auf den Hieseler werfen, dieser schob sie zurück. Der Martl stand da wie weiland der Sündenbock vor dem israelitischen Volke. Die Nanne öffnete ihren Mund und ergoss

eine Flut von Schimpfworten über den Hieseler.

„Du Windbeutel," schrie sie, „du Zigeuner — du Halloderer, du Lump, du ausgeklaubter, du Leutverführer! . . . Wenn mein Mann, der Martl, schießen will, ist's mir ganz recht, aber er soll im Lande bleiben und nicht mit solchen Leuten umgehen, die ihn schlecht machen und ihn lehren, sein Weib zu kreuzigen . . . ich lass meinen Mann nicht verführen; lieber reis' ich auch mit nach Deutschland und nach Amerika" . . . Da versagte ihr die Stimme, sie fieng an zu weinen.

Der Hieseler war nicht von Schreckbühel und auch nicht von Schmalzstadt. Er richtete sich vor dem Weibe auf und sagte mehr ernst als streng:

„Ah so? Ihr seid die Frau vom Luckner und seid hergekommen, Euren Mann auszuspionieren? Das ist nicht schön. — Jetzt merkt Euch etwas! — Das Schießen ist eine Ehrensach' und nichts Böses; die Schützenlust kommt mit dem Tiroler auf

die Welt, die läſst ſich nicht aus-
treiben . . . wenn man ſie austreiben will,
wird ſie immer mehr eingetrieben . . . iſt
auch gut ſo. Wenn der Kaiſer keine Schützen
mehr hätt', würd's bald nett ausſchauen
im Land Tirol. — Die Schützen haben
anno Neun unſer Vaterland, unſere Religion,
unſere Freiheit, unſer Eigenthum gerettet
und werden's auch in Zukunft noch thun.
— Und dann etwas anderes: Ihr vergönnt
Eurem Mann nicht ein unſchuldiges Ver-
gnügen, nachdem er ſich für euch ſchinden
und plagen muſs; Ihr habt keine Freude
an ſeiner Freude, Ihr verkümmert ihm
ſeine Erholung — Ihr ſeid keine gute
Frau" . . .

„Du, Hieſeler, ſei ſtill," ſchrie jetzt der
Martl, „ich laſs mein Weib nicht ſchimpfen.
Die Nanne iſt das beſte Menſch auf der
Welt, und ſchießen darf ich von ihr aus,
ſoviel ich will, gelt, Nanne? . . . Kehr'
zuerſt vor deiner Thür, Hieſeler, bevor du
deine Naſe anderen Leuten zum Fenſter
hineinſteckſt! . . . Nach Deutſchland und

nach Amerika fahr' ich nicht, wär' mir derweillang um meine Bäuerin; . . . ich mach' jetzt noch einen Ehrenschuss, und wenn ich ein Best herausschieße, gehört's dein, Weibele! . . . Dann lasse ich einspannen, und wir fahren mitsammen nachhause."

Der Martl trat wieder auf den Anstand und zielte lange auf die Scheibe. Es krachte — — da gieng draußen ein Höllenspectakel los. Eine riesige Schützenfigur stieg in die Höhe, zugleich erdröhnten mehrere Pöllerschüsse, die Zieler warfen ihre Mützen in die Luft, tanzten um die Scheibe und jauchzten. Der Martl hatte ein Centrum geschossen. Die Nanne schaute mit Stolz auf ihren Mann.

Eine Stunde später fuhren die beiden Lucknerleute in einem Steirerwägelchen in voller Eintracht, vergnügt und lachend, das Stubai heraus.

Nach vierzehn Tagen brachte der Postbote eine Schachtel, und drinnen lag ein wunderherziges Kaffeegeschirr mit bunten Malereien und goldigen Rändern. — Die Nanne

war außer sich vor Freude. Der Knopf in ihrem Hirnkastl hatte sich vollständig gelöst. — — Sie half später sogar ihrem Manne Blei sieden und Kugeln gießen und ließ sich auch mitunter als Zielerin bei etwaigen Probeschüssen verwenden.



Das Kranzeldirnl.

Zu den schwarzen Haaren passen schwarze Augen und zu den blonden Haaren blaue. Der liebe Himmelvater schafft aber manche Kinder, welche schwarze Haare und blaue Augen oder blonde Haare und schwarze Augen haben. Diese Kinder sind besonders schön, und es überkommt einen das Gefühl, als ob aus ihren Augen nicht bloß eine Seele, sondern noch etwas anderes herausschauen müßte. Ein solches Kind war das Thaler-Rosele; es hatte kirschrothe Wangen, Haare wie Gold und pechschwarze, feurige Guckäugelein

wie ein Eichkatzl. Das Rosele war schon zwei Jahre in die Schule gegangen; — weil es seinen Katechismus kannte wie das Wasser und gar so schön und hell aufzusagen wußte, so kam das Mädchen zu Ostern unter die Erstcommunicanten.

Als es unsern Herrn empfangen hatte, kam es dem Mädchen so fein und gut vor wie noch nie in seinem Leben. Aber es konnte sich trotzdem nicht enthalten, immer wieder an seinem neuen, weißen Kleidchen hinunterzuschauen und an das Kränzlein zu denken, das auf seinem Kopfe glänzte. Das Kränzlein war auch gar zu hübsch, hatte so wunderschöne Blumen, wie draußen auf dem Felde das ganze Jahr keine wuchsen, und die Blätter glänzten wie pures Gold und Silber. Noch heller als die goldenen und silbernen Kranzblätter glänzten aber die schwarzen Aeuglein des Kindes. — Jedoch das sollte nicht lange so bleiben — die schwarzen Aeuglein sollten bald recht trüb werden. — Am Ostersonntag erkrankte der Vater an einer schweren

Lungenentzündung. — Am Weißen Sonntag trugen ihn die Männer in einer schwarzen Truhe zur Thür hinaus. Die größeren Schwestern und die Mutter schluchzten, das Rosele weinte ganz laut. — Das dauerte nur kurze Zeit. Das Rosele hatte noch viel zu kleine Augen, um daraus viel Wasser zu vergießen — es hatte noch ein viel zu junges Herz, um lange traurig zu sein. — Aber die Augen sollten bald wieder nass werden.

Im Heimatsdorfe des Rosele war es Brauch, dass jene Mädchen, welche zu Ostern das erstemal den Herrn empfangen hatten, am Antlastage (Frohnleichnam) weißgekleidet und einen schönen Kranz im Haare neben dem höchsten Gute hergehen und schneeweiße Lilien tragen durften. Es hätte auch das Rosele dieses Jahr getroffen, aber das Rosele durfte kein weißes Kleid anlegen und auch keinen Kranz aufsetzen, weil Klagezeit für den Vater war, und so wurde die ganze Freude zu Wasser.

16*

Einige Tage vor dem hohen Antlasfeste gieng das Rosele zum Nachbar. Nachbars Lenele war unter den Glücklichen, welche diesmal das höchste Gut begleiten durften. — Die Mutter vom Lenele bügelte gerade das schöne, schneeweiße Kleidchen, und das Lenele hüpfte um den Tisch herum wie ein junges Lämmchen. — Auch brachte das Lenele in einer Schachtel, in Seidenpapier eingehüllt, ein düftiges Kränzlein, das heller glänzte wie die Monstranze in der Kirche. Das Rosele that die Augen immer weiter auf; je mehr es schaute, desto weher that ihm das Herz.

Die alte Nahndl (Großmutter) im Nachbarhause erzählte so schöne Geschichten. — Jene Kinder, welche das höchste Gut begleiten, seien die Engel beim Festzug, sagte sie; diese könnten sich etwas wünschen, unser Herr gebe es ihnen gewiss. Und in der Nacht darauf träume ein jedes vom Himmel. — Die allerbravsten hätten es noch besser: diese würden in selbiger Nacht von den Engeln in den Himmel

hinaufgetragen — droben könnten sie die ganze Nacht mit den Engeln spielen und herumhüpfen, bekämen auch ein honigsüßes Brot und Aepfel aus dem Himmelsgarten zu essen — in der Frühe trage sie ein Engel wieder Huckepack herunter in ihr Bettlein. — — Dem Rosele standen die Augen voll Wasser. Es eilte heim zur Mutter.

Schon von weitem schrie es: „Mutter, lass mich auch ein Kranzl aufsetzen am Antlastag!“

„Das geht nicht,“ sagte die Mutter traurig, „du musst klagen für den Vater!“

„Woll, woll!“ bat das Mädchen, „ich will nachher alleweil recht folgen.“

„Nein, nein, die Leute thäten soviel reden,“ entgegnete die Mutter. Das Mädchen schwieg eine Weile, dann sagte es mit weinerlicher Stimme:

„Wenn du mich nicht lasst, dann thu' ich sterben, dann bleib' ich im Himmel und geh' nimmer herunter.“

Die Mutter wurde blass, dann befahl sie im strengsten Tone: „Jetzt hörst mir auf mit dem Gerede, und zum Nachbar gehst mir nimmer hinüber!“

Das Mädchen schlich den ganzen Tag traurig umher. Am Abend betete es wie gewöhnlich:

„Herr Jesus, ich will schlafen gehen, lass vierzehn
Engel bei mir stehen:
Zwei zu meiner Rechten, zwei zu meiner Linken,
Zwei zu meinen Häupten, zwei zu meinen Füßen,
Zwei, die mich decken, zwei, die mich wecken,
Zwei, die mich weisen zu den himmlischen Paradeisen.“

Dann legte es sich zu Bette.

Am nächsten Tag in der Frühe stand das Rosele nicht auf. Seine Augen zeigten einen trüben Glanz, der Athem strömte glühheiß aus dem Munde, die Wangen zeigten nicht das frische Roth, sondern waren nussbraun gefärbt, der Puls gieng so schnell wie die Unruhe an einer Weckeruhr. — Die Mutter wurde besorgt und ließ einen Doctor kommen. Der Doctor

zuckte die Achseln und glaubte, man solle den Cooperator holen. Das Rosele wurde am Nachmittage versehen. — Hernach schnaufte und röchelte es zum Erbarmen. In der folgenden Nacht schlief es, aber der Schlaf war sehr unruhig. Plötzlich fieng es an, hell zu lachen und in die Hände zu klatschen.

In der Früh war es ruhig und bei klarem Verstande. — Es erzählte der Mutter:

„Du, Mutter, heute Nacht bin ich im Himmel gewesen. — Zwei Engel haben mich hinaufgetragen. — Da oben ist es schön! — In den Wolken haben sie mir ein Bettl gemacht, da bin ich weich gelegen! Und es hat alleweil hin- und hergewiegt, und die Wolken sind herumgegangen wie ein Mühlrad, und licht ist's gewesen, viel lichter wie in der Sonne. — Die Engel haben weiße Silberröcklein getragen und alle auf dem Kopfe ein goldenes Kranzl. — Sie haben um mein Wolkenbettl herumgetanzt und -gesungen, viel

schöner als die Sternsinger —; ein paar haben gekegelt mit einer goldenen Kugel und silbernen Kegeln. Dann hat's angefangen zu regnen; aber lauter Sternlen hat's geregnet: rothe und grüne, blaue und gelbe —: nachher ist's Barbele gekommen, das um Weihnachten gestorben ist ... — aber 's Barbele ist schön! ... Es hat mich gebusst und hat gesagt, ich soll da bleiben; ... ich hab' gesagt, ich muss erst die Mutter fragen ... Den Vater hab' ich nicht gesehen; das Barbele hat gesagt, er sei in einer anderen Kammer ... Wie ich fort bin, haben die Engel gerufen, ich soll nicht zu lang ausbleiben und soll mein weißes G'wandl mitbringen und's Kranzl."

Die Mutter weinte heftig; endlich sprach sie:

„Rosele, willst du nachher durchaus fortgehen?"

„Ja, Mutter," hauchte das Kind, „gelt, du lasst mich gehen ... es wär' mir derweillang (zeitlang) um den Himmel und um die lieben Engelen ..."

„Rosele,“ weinte die Frau, „mir ist auch derweillang um dich!“

„O, ich bitt' schon die Engelen, dass sie herunterfliegen und dich auch hinauftragen,“ sagte das Kind.

Eine Zeitlang schwiegen beide; über eine Weile begann das Kind von neuem:

„Mutter, thut das Eingraben recht weh?“

„Nein, nein, Rosele, gar nicht wehe!“ schluchzte die Mutter.

„Gelt, Mutter, hinter der Kirche lasst du mich nicht eingraben? Da ist's sov'l kalt und sov'l finster.“

„Nein, Rosele, nein!“

Nachdem das Mädchen eine kurze Zeit still dagelegen hatte, fieng es wieder an zu reden:

„Gelt, Mutter, ein weißes Kreuzl lasst du mir woll auch machen auf das Grab? Ein solches, wie das Klapfer-Nannele eins hat, gelt? Und ein Christkindl darauf malen, gelt?“

Die Mutter hielt sich die Hände vor die Augen.

* *
*

Am nächsten Tage war das hohe Frohnleichnamsfest. Das Thaler-Rosele lag im Sterben. Der Athem gieng fadendünn, das Mädchen gab sonst kein Lebenszeichen mehr. — Plötzlich schlug es die Augen auf und sagte mit schwacher Stimme:

„Mutter, bring' mir das weiße Kleidl und leg' mir's her aufs Bett . . . setz' mir's Kranzl auf . . . ich mein', die Engel kommen bald . . . ich darf's nicht versäumen!“

Als die Mutter weinte und nicht fortgehen wollte, begann das Kind ebenfalls zu weinen. — Die Frau musste dem Kinde seinen Willen thun. Das Mädchen gab nicht nach, bevor ihm die Mutter nicht den Kranz um sein Köpflein gebunden hatte.

Das Kind lag nun ganz still im Bette.

Die Frohnleichnamsprocession zog aus der Kirche. Alle Glocken läuteten im feier-

lichen Chore zusammen. Vor dem Thaler-Hause, wo das kranke Mädchen lag, stand einer der vier Processionsaltäre. — Die Scharen der Andächtigen zogen laut betend an dem Hause vorüber, das Echo der Pöllerschüsse rollte in den Wäldern, die Musik rauschte, die Fähnlein flatterten im Winde. Endlich kam der Priester mit dem Hochwürdigsten. Die Procession hielt inne. Die Kranzelmädchen, welche das Hochwürdigste begleiteten, kamen gerade vor das Fenster zu stehen, wo drinnen das Kind mit dem Tode rang. — Als der Chor anfieng zu singen:

„Pange lingua gloriosi corporis mysterium," riss das Mädchen drinnen seine Augen weit auf, dann schrie es mit fast überlauter Stimme:

„Mutter, Mutter, jetzt sind sie da! .. Siehst du sie nicht, die Engelen, die Silberröcklen? . . . Hörst du, wie sie schön singen? . . . Mutter, ich geh' mit . . . jetzt geh' ich . . . pfüet Gott!" . . . Das Mädchen richtete sich ein wenig auf,

fiel aber gleich in die Kissen zurück . . . machte noch ein paar tiefe Züge, und als der Priester den Segen mit dem Allerheiligsten gab, war es fortgeflogen mit den Engeln — das Kranzelbirnl.



Franz Josef der Letzte.

Hohenbrunn liegt neun Stunden hinter der Welt, will sagen, neun Stunden von der Eisenbahn und Reichsstraße entfernt in einem waldreichen Hochthale. Da droben wächst nur etwas Hafer und magere Gerste, aber desto mehr saftiges Gras für die wenigen Kühe und Kälber und für die zahlreichen Schafe und Geißen. — Hohenbrunn zählt ungefähr hundert Einwohner, die sich auf acht ganze Bauernhöfe vertheilen. — Das Thal weitet sich hinter den Wasserfällen zu einem mäßigen Boden aus. Beiläufig in

der Mitte des Thalkessels lugt zwischen grünen Tannenbäumen ein rothes Spitzthürmchen heraus, das uns die Kirche anzeigt. Kirche darf man eigentlich das Gotteshäuschen nicht nennen, da es an Größe kaum einer mäßigen Capelle gleichkommt. Es ist und bleibt aber doch die Seelsorgskirche von Hohenbrunn. Neben dieser Kirche stehen der Curatiewidum, das Messnerhaus und das Messner-Zuhäusl, wo der Thalbote eingeherbergt ist. Die übrigen Häuser, auf den Berglehnen verstreut, blicken mit ihren hellangestrichenen Fensterläden recht freundlich in den Thalkessel hernieder.

Da droben auf einem mageren Bauerngütchen lebte vor fünfzig und etwas mehr Jahren der Birn-Hiasl. War ein recht munterer und beherzter Gesell, dieser Hiasl, drehte keck seinen blonden Schnurrbart, sang und pfiff den ganzen Tag, und zwar so laut und hell, dass das Echo von der jenseitigen Thalwand ihm all seine Lieder wieder zurückbrachte. Der junge Birngütler

hatte auch jederzeit einen Humor wie eine Glocke. Im 48er-Jahr hatte er sich an der italienischen Grenze tapfer mit den Garibaldinern herumgebalgt, kam dann nachhause, nahm sich ein kernfrisches, munteres Weibchen und hauste mit demselben auf dem Birngütl wie der Tag. — Zu Georgi im nächsten Jahr fiel plötzlich ein kleiner, rothwangiger Weltbürger zur Dachluke herein und nahm, ohne viel zu fragen, im Birngütl Quartier. Der Hiasl strich lachend seinen Bart und meinte, einen so dickkopfeten Heiden könne er in seinem Hause nicht brauchen, es sei denn, dass er sich schnellstens zum wahren Glauben bekenne und taufen lasse. — Der Hiasl bat seinen nächsten Nachbar als Gevatter, dann stopfte er einen neuen Rückkorb mit Heu, legte oben darauf eine Wolldecke, bettete seinen Erstgebornen hinein und trug ihn hinunter zur Kirche. Auf dem Wege fieng aber der hoffnungsvolle Sprössling im Korbe drinnen an zu strampeln und zu zappeln. — Der Hiasl lachte.

„Das wird ein Lustiger," meinte er — „oho, du Feiner, mit dem Tanzen geht da oben auf dem Berge nichts! . . . Könnt' man leicht abkugeln."

Der Curat taufte den Jungen auf den Namen seines Vaters: Hias.

Jetzt erst, als er die Kirche verließ, drückte der Birngütler seinem Jungen einen herzhaften Kuss auf die Wangen, und dabei fieng es zwischen seinen Augenwimpern an zu glänzen.

Die Messnerin war herbeigeeilt, das Kind zu schauen.

„Gott behüt's," schrie sie, „ist das ein hübsches Kind, schad', dass es kein Mädel ist!"

„Was, schad'?" rief der Hiasl, „lauter Buben sollen's sein, wenn i mir's anschaffen kann . . . meinetwegen ein ganzes Regiment. Buben sieh i mir nie zuviel!"

Auf dem Heimwege rastete der Hiasl bei der Waldquelle. Er trank von dem frischen Nass, dann sagte er plötzlich:

„Du, Junger, eigentlich hat dich das Curatl viel zu wenig getauft — — thät's

nit ungern ein bißchen kräftiger machen . . . aber zweimal taufen ist Sünde . . . . . Doch taufen und nichts sprechen," setzte er nach einer Weile hinzu, „das geht"; zugleich nahm er den jungen Christen aus dem Korbe und hielt ihn unter die hölzerne Rinne, aus welcher das Wasser in einem kalten Strahl hervorschoss. Das Kind schrie, der Vater aber sagte:

„Nur nicht so zartisch, Junger! . . . Das macht frisch, und frische Leut' brauchen wir auf den Bergen."

Der Junge wurde auch frisch, so dass der Hiasl schon im ersten Jahre den birkenen Schutzgeist anrufen musste.

Es war noch nicht Georgi, da bekam der Hiasl eine zweite Einquartierung, wieder einen frischen, bausbackigen Jungen. Er bat einen anderen Nachbar als Gevatter, denn in Hohenbrunn ist es strenge Sitte, dass nie ein Kind den gleichen Göthen haben darf mit einem seiner Geschwisterten. Der Junge erhielt den Namen Matz (Matthäus). Im dritten, vierten und

fünften Jahre kam ein Hans, ein Ruep und ein Stöffl. St. Josef brachte im sechsten Jahr einen Sepp. — Dieser schrie und lärmte auf dem Wege zur Taufe, als ob er in einem Hummelneste sitzen würde.

„Das gibt einen Kirchensinger," meinte der Hiasl belustigt. Als ihm die Musik gar zu toll wurde, hielt er dem Kleinen seinen Zeigefinger in den Mund. Der Kleine biss aber herzhaft zu.

„Doch, du Zoch!" schrie der Vater ... „Ja, das gibt gewiss einen Kirchensinger," sprach er, seinen blutenden Finger abwischend, „weil er gar so schnell beleidigt ist."

Im nächsten Jahre zu Ostern schaute wieder ein lachender Engelskopf zur Dachluke herein. — Der Birngütler hüpfte auf vor Freude und schrie: „Jesus, Maria, das ist ein ganzer Riese Goliath! . . . Noch ein paar solche, dann zieh' ich mit meinen Buben allein aus, die Garibaldiner zu wichsen . . . eine halbe Compagnie hab' ich schon!" . . .

Der Goliath bekam den Namen David und machte diesem Namen alle Ehre.

„Denk' dir g'rad'," sagte der Birn-Hiasl nach vierzehn Tagen zu seinem Nachbar, „mein Jüngster hat am dritten Tage schon Knödel gegessen ... das ist ein aßiger — jetzt packt er Nocken und Plenten, dass es eine Freud' ist ... das wird noch der Aergste."

Arg wurden die Birngütler-Buben alle. Im zweiten Jahr musste ihnen die Mutter schon Lodenhosen anziehen. Sie waren wie die Katzen. Auf jeden Zaun, jeden Baum und jedes Dach kletterten sie hinauf, kamen dann mit einem kohlschwarzen Gesichte und pechigen Hosen, mit Rissen und Löchern, mit glühenden Wangen und einem großmächtigen Geläute unter der Nase, meistens ohne Hosenträger und ohne Knopf, nachhause, so dass das muntere Weiblein kaum folgte, die Löcher zu stopfen und die Knöpfe aufzunähen. Der Hiasl musste wenigstens ein Dutzend mehr Schafe einstellen, um die Wolle für Kleider aufzubringen; trotzdem wurden die Hosen recht kurz.

17*

„Du," sagte eines Tages das Birn-gütler-Weiblein zu seinem Manne, „wir müssen die Buben länger im Kittel stecken lassen, sonst folgen wir nicht mehr mit dem Loden."

Der Hiasl war damit einverstanden. — Der Sepp wurde als erster verurtheilt, den Kittel anstatt der Hose bis zum vierten Jahre zu tragen. — Der Sepp weinte und schrie, aber es half nichts. — Doch der Sepp war ein Pfifficus. Eines Tages stand er in aller Früh von seinem Bettlein auf, während die anderen Brüder noch schliefen. Flugs zog er die Lodenhosen seines Bruders Ruep an und ließ seinen Kittel auf der Bank liegen. Ebenso schnell huschte er die Stiege hinunter, an der Küche, wo die Mutter das Frühstück be-reitete, vorbei und hinaus in den Wald. Er ließ sich den ganzen Tag nicht mehr sehen. — Der Ruep, der das theure Ver-mächtnis seines Bruders nicht annehmen mochte und sich gegen den Kittel wehrte wie die Katze gegen den Sack, musste den

ganzen Tag im Bette liegen bleiben. Er schrie und lärmte wie ein Zahnbrecher; dafür durfte der Sepp am Abend einen Tanz mit dem Birkenen versuchen; der alte Birngürtler aber mußte seinen Werktagsrock zerschneiden und dem Sepp eine Hose daraus machen lassen.

Zwei Jahre blieb die Einquartierung nun aus, aber im dritten Jahr kam sie doppelt. Philipp und Jakob, die zwei neuesten Ankömmlinge, wurden mitsammen getauft und lagen beisammen in der Wiege — der eine den Kopf unten, der andere oben, ein jeder die Füßchen am Kopfe des anderen.

Nun wurde das Birngütler-Weiblein verzagt und fragte den Hiasl unter Thränen: „Wo nehmen wir das Brot her für so viele Köpfe?"

Der Hiasl aber schnalzte mit den Fingern und sagte mit lachender Miene: „Schickt Gott das Hasl, gibt er auch das Grasl . . . wegen der Kinder hab' ich keine Sorgen . . . ich sieh mir noch lange

nicht zuviel . . . aber die Buben und alleweil die Buben! . . . Halt einmal ein Mädel könnt' nicht schaden . . . weißt, die Sache bekommt einen anderen Haken . . . wir treiben bald keinen Heiligen mehr auf als Namenspatron . . . haben ehe schon einen lebendigen Kalender im Haus . . .; und noch schwerer wird's mit den Taufgöthen . . .; mit der ganzen Gemeinde sind wir schon gevattert . . . Der Boten-Martin hat uns diesmal noch aus der Noth geholfen, aber das nächstemal, wenn wieder ein Prinz und nicht eine Prinzessin erscheint, sind wir Kessel an . . . . Das zweitemal einen als Gevatter zu bitten, trau' ich mir nit, es ist nit Brauch, und die Nachbarn weichen mir ehe schon aus, weil sie eine doppelte Gevatterschaft fürchten." — —

Auf dem Birngütl wurde es alleweil lustiger und lauter: Das war ein Schreien und Pfeifen, ein Johlen und Lärmen, als ob der Kleingütlerhof ein Schulhaus wäre. Der Hiasl und sein Weib ließen aber von

Tag zu Tag ihren Kopf tiefer hängen ... Es vergieng ein halbes Jahr und noch ein viertel — es war um die heiligen drei Könige — da klopfte es wieder an die Fensterscheiben ... Das Christkind brachte leider keine Prinzessin, sondern abermals einen Prinz. — Das Birngütler-Weibele flennte ganz laut, der Hiasl ließ seinen Kopf auf die Tischplatte sinken, das Weinen war ihm ebenfalls näher als das Lachen. — Volle drei Tage lag das junge Heidenkind ungetauft in der Wiege. Der Hiasl sann hin und her, er fand keinen Ausweg. — Endlich raffte er sich auf und meinte: „In Gott'snamen, was braucht denn das Kind einen Taufgöthen? . . Ich heb' das Kind, und das Curatl tauft es, und die Geschicht' hat ein End'!" Zugleich packte er sein Jüngstes in den altbewährten Korb und watete durch den Schnee hinunter zur Kirche.

Der würdige Curat lachte hell auf, als der Hiasl mit seiner Bitte herausrückte, ihm das Kind ohne einen Göthen zu taufen.

— Der Hiasl ließ den Kopf bis über die Halsbinde heruntersinken. Da schlug ihm der Curat auf die Schulter und rief:

„Hiasl, den Kopf in die Höhe! . . Der Bub hat schon einen Göthen, und das einen noblen!“

„Ich versteh' nicht, Herr Curat,“ erwiderte der Hiasl, „wenn halt Sie . . .“

„Viel zu tief gegriffen, Hiasl,“ lachte der Geistliche, „der Kaiser selbst wird Euer Gevatter!“

„Herr Curat, Sie haben leicht Spaſs treiben!“

„Kein Spaſs, lieber Freund, es ist vollkommen Ernst; wiſst, wenn einer zehn Buben hintereinander hat, dann macht der Kaiser dem zehnten Taufgöthe . . . In Ungarn drunten hat sich letzthin auch so ein Fall ereignet . . . . Da lest nur in der Zeitung!“ Zugleich brachte der Curat ein Zeitungsblatt und wies mit dem Finger an eine blau angemalte Stelle. Der Hiasl studierte und buchstabierte, plötzlich schrie er laut auf: „Der Kaiser soll leben!“ —

Der Curat gratulierte und lud den Hiasl ein, mit ihm ein Gläschen auf diese noble Gevatterschaft zu trinken.

Als die beiden in der Stube hinter dem Tische saßen und mit den Gläsern angestoßen hatten, wurde der Hiasl wieder nachdenklich. Endlich sagte er:

„Wird halt schwer hereinkommen, der Kaiser, meinen Buben aus der Taufe zu heben . . . die Wege sind alle verschneit, vor drei Wochen gehen sie nicht auf . . . aber wenn's sein muss, trag' ich ihn herein."

„Du Narr," lachte der Geistliche, „der Kaiser selbst kommt nicht; der hat nicht Zeit, jetzt ins Tirol hereinzureisen und nach Hohenbrunn heraufzusteigen . . . er hat schon einen Stellvertreter eingesetzt."

„Wen denn?" fragte der Hiasl.

„Den Vorsteher, natürlich," erwiderte der Curat.

Der Hiasl riss den Mund auf, da that es einen gewaltigen Krach, dann noch einen, und jetzt blitzte und krachte es in einemfort.

„Hörst du,“ sprach der Geistliche, „die Leute wissen schon, dass dem Kaiser sein Gothenkind auf die Welt gekommen; zahl' nur gleich den Pöllerschützen einen Wein!“

Der Hiasl nahm sein großes, blaues Sacktuch heraus und weinte.

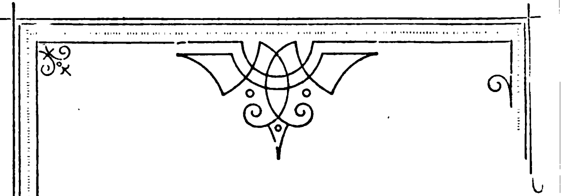
Die Pöllerschützen bekamen einen lustigen Abend; das Kind wurde getauft und erhielt den Namen Franz Josef. Nach vier Wochen kam ein großer, dicker Brief aus Wien. Es standen recht herzliche Worte drinnen, auch lag eine Tausendguldennote bei. Einige Tage später erschien eine Kiste, die enthielt allerlei Wunderdinge, unter anderem auch eine goldene Uhr; die glänzte heller als Diamant und Edelstein. — Der Hiasl kam aus der Freude und dem Staunen nicht heraus. Er sprach nur immer:

„Mein kaiserlicher Gevatter soll leben hoch! . . . Ich bet' ihm jetzt alle Tage einen Rosenkranz.“ — —

Nun ist die Geschichte eigentlich zu Ende. Etwas Weniges müssen wir noch hinzu-

fügen. — Der Hiasl kaufte sich ein großes Kaiserbild, und alle Abende beim Rosenkranz zündete er ein Licht vor demselben an. — Er hoffte sich noch einen Prinzen und wollte selbst den Papst zu seinem Gevatter kriegen. — Dieser Wunsch gieng nicht in Erfüllung. Es erschien kein neuer Sprößling mehr im Birngütl. Darum nannte der Hiasl seinen Jüngsten: „Franz Josef den Letzten!" — Die Birngütler-Buben wuchsen heran und wurden sehr tüchtige Leute. — Im Jahre 1870 reiste der Birn-Hiasl mit seinem Jüngsten nach Wien, um den „kaiserlichen Gevatter" zu besuchen. — Was sich dabei zugetragen, wird der Schreiber vielleicht ein andersmal erzählen. — Nur soviel kann er verrathen, dass „Franz Josef der Letzte" ein großer Herr geworden.





Mein Kaiser.

An die fünfzig und mehr Jahre sind es her, seitdem auf der Lendalm der Stock-Ander und der Span-Jos gewirtschaftet haben. — Die Lendalm finden wir im Ahrnthal — heute trägt sie einen anderen Namen. Der Stock-Ander und der Span-Jos waren zwei wackere Senner mit schwarzem Hemd und schmalzigem Gesicht, mit lachenden Augen und einem kernigen Sinn. — Die beiden Aelmer hatten neben anderen guten Eigenschaften eine überaus kaiserliche Gesinnung; man nannte sie deshalb im Volke nicht anders als die Kaiser-

senner. In ihrer Wertschätzung und Hochachtung kam nach Gott Vater im Himmel ziemlich bald der Kaiser in Wien. Den Namen des Kaisers gebrauchten sie zu ihren Ausrufen und Betheuerungen, zu ihren Schwüren und Zeugschaften. Vom Kaiser mit seinem Purpurmantel und der güldenen Krone hatten sie eine Vorstellung wie vom Erzengel Michael — für den Kaiser hegten sie eine schwärmerische Begeisterung. — Der Stock-Ander hatte in seiner schwarzen, rußigen Alpenkammer einen eigenthümlichen Hausaltar, vor dem er tagtäglich seine Andacht verrichtete. Der Altar bestand aus einer Menge kleiner und größerer Bilder: In der Mitte war ein Bild des Kaisers an die Wand geklebt und rund um das Kaiserbild herum ein weiter Kreis von allerlei Heiligenbildern. Wenn man den Ander fragte, warum er denn eine so merkwürdige Zusammenstellung gewählt habe — der Kaiser sei ja kein Heiliger, und darum schicke es sich nicht, ihn mitten unter die Heiligen und gar auf

den Ehrenplatz zu stellen — so antwortete der Senner:

„Weißt, der Kaiser braucht's . . . der Kaiser wird überall angefochten und behelligt . . . darum habe ich ihm eine starke Schutzwache hergestellt . . . Da ist gar kein Loch mehr, wo ein Gangger hineinkommt, um den Kaiser zu fassen . . . Und ich knie alle Tage her zu meinem Altar und bet': Heiliger Florian, beschütz' meinen Kaiser! Heiliger Andreas, bitt' für meinen Kaiser! Heiliger Sebastian, schaug' mir auf den Kaiser! u. s. w. Den ganzen Kranz von Heiligen geh' ich durch, und alle werden angerufen für den Kaiser in der Mitte.“

Es war im Frühsommer des Jahres 1848. Die beiden Senner auf der Lendalm hatten in Erfahrung gebracht, dass der Kaiser Ferdinand nach Innsbruck gekommen sei und sich längere Zeit dort aufhalten werde. — Nun steckten der Jos und der Ander ihre Köpfe fortwährend zusammen; eines Tages war ihr Plan fix und fertig. Sie

zogen ihre Sonntagsjoppen an, empfahlen das Vieh den Hirten, packten der eine einen zwölfpfündigen Butterknoll, der andere einen gleichschweren Käsleib in einen Rückkorb, nahmen dann ihre Last auf die Schultern, stiegen über die Jöcher hinüber ins Zillerthal, marschierten hinaus ins Innthal und hinauf nach Innsbruck. In Innsbruck fragten sie lange herum, wo denn etwa der Kaiser anzutreffen sei. — Die Stadtherren schüttelten ihre Köpfe und lachten über die bäurischen Manieren; endlich zeigte ein Büblein den Sennern die kaiserliche Hofburg. Die Aelmer betrachteten eine Zeit lang das schwarze Gebäude und die ausgesteckte weiß-rothe Fahne, dann schritten sie ohne weiters dem offenen Thore zu. Aber vor dem Thore standen zwei Militärische mit aufgepflanztem Gewehr. Ihre langen Schnauzbärte und ihre finsteren Gesichter erweckten durchaus kein Vertrauen.

Als die Senner zum Thore hineinschlüpfen wollten, senkten die beiden Schnauzbärte

ihre Waffen, und der eine schnarrte mit tiefer Baßstimme:

„Halt, wohin?“

„Wir wollen zum Kaiser!“ antwortete verzagt der Jos.

„Das geht nicht so einfach . . . was wollt ihr beim Kaiser?“

„Siehst du,“ flüsterte nun der Jos dem Ander zu, „ich hab's ja alleweil gesagt, der Kaiser wär' schon recht, der Kaiser . . . . er sieht uns Tiroler gern; aber die Herren lassen uns Bauern nicht vor!“

Der Ander war von Natur aus sehr heftig und aufbrausend. Schon erfaßte ihn die Wuth; er schrie überlaut:

„Jetzt frag' ich g'rad' noch einmal, wollt's uns einilassen oder nit?“

Die Wache blickte mit Scheu auf die beiden herkulischen Gestalten, dann fragte sie in etwas freundlicherem Tone:

„Was wollt's denn beim Kaiser, lieber Mann?“

„Einmal erstens,“ stieß der Ander hervor, „bin ich nicht Euer Mann, und zweitens

geht's Euch keinen Pfifferling nicht an, was wir beim Kaiser thun!"

Die Bauern drängten vor.

„Zurück!" schrie die Wache und ergriff die Männer beim Arm.

„Jos, wagen wir einen Hosenlupf!" rief der Ander.

Im selben Augenblicke hatten die Aelmer der Wache schon die Gewehre entrissen, und im nächsten Augenblicke flogen die zwei Wächter der eine links, der andere rechts auf die Straße hinaus, der Ander und der Jos aber verschwanden im Thore. — Nun gab es einen gewaltigen Auflauf. — Die beiden Senner eilten durch die langen Gänge. Die Hoflakaien und Diener, die scharenweis herbeirannten, um die Eindringlinge aufzuhalten, flogen ebenso zur Seite wie unten die Wachmänner. — Da öffnete sich plötzlich eine Thür, und ein einfach gekleideter Herr mit schwarzem Barte und einem sehr milden Blicke trat heraus. Er fragte etwas erschreckt:

„Was gibt's, was gibt's?"

Die beiden Senner fassten gleich Zutrauen zu dem freundlich blickenden Herrn, nahmen ihre Hüte in die Hand, und der Ander sagte:

„Ihr seid gewiss ein Schreiber beim Kaiser .... geht's, seid's so gut und zeigt uns die Thür, wo der Kaiser drinnen ist .... wir haben den Kaiser soo'l gern und möchten ihn g'rad' einmal anschauen .... Die Schnauzbärte drunten vor der Thür und die weißfracketen Grillen da heroben sind uns angekrochen, weil sie einen Bauer nit gern zum Kaiser lassen ... aber wir haben ihnen gezeigt, dass wir kein' G'spass verstehen ... der Kaiser ist ja für alle Landesvater!“

Der Herr winkte den herbeigelaufenen Dienern ab, dann sagte er lächelnd zu den Bauern:

„Kommt nur da herein!“

Die Senner entledigten sich ihrer Körbe, stellten sie vor der Thür nieder und fragten:

„Die Körbe werden uns wohl nicht gestohlen werden?“

„Nein, nein!“ lachte der Herr.

Er führte die Bauern durch mehrere Zimmer, endlich hieß er sie auf zwei gepolsterten Stühlen niedersitzen. Die Senner ließen sich schwer auf die Sitze nieder und thaten beide zu gleicher Zeit einen Schrei; sie glaubten, in den Polstern zu versinken.

Der Herr lächelte wieder, dann fragte er:

„Also den Kaiser möchtet ihr sehen?“

„Ja freilich, den Kaiser,“ antwortete der Ander ... „wir sind zwanzig Stunden übers Gebirge hergekommen, um den Kaiser zu sehen ... Ich hab' auch für die Frau Kaiserin einen Butterknoll mitgebracht und mein Nachbar einen Käs, einen viel größeren, als wir den Patern in Bruneck schenken ... Das Zeug ist alles frisch und sauber — der Kaiser braucht sich nicht zu grausen; aber wir werden die Körbe wohl in die Kuchel tragen müssen zur Frau Kaiserin, ha?“

Der Herr lachte ganz laut, dann sagte er:

„Und was soll euch denn der Kaiser schenken für eure Präsente?“

18*

„Schenken?!“ that der Ander verwundert, „da kennt's uns schlecht . . . zu schenken braucht uns der Kaiser gar nichts, deswegen sind wir nicht hergekommen . . . wenn der Kaiser meint, er muss uns zahlen für den Butter und Käs, dann nehmen wir die Sachen gleich wieder mit . . . Wenn er die Sachen aber annimmt, thut's uns freuen, schon recht freuen . . . Wir haben halt nichts Besseres gehabt . . . muss halt mit dem vorliebnehmen und gedenken, es ist noch ein Centner Lieb' dabei, recht warmer Lieb' zum Kaiser!“

Der Herr wischte sich eine Thräne aus dem Auge. Dann erkundigte er sich angelegentlichst um die Verhältnisse der beiden Aelmer, um ihr Leben und Treiben, fragte auch, wie sie sich den Kaiser vorstellten. Endlich sagte er, sie möchten sich jetzt ein wenig gedulden, er werde sie beim Kaiser anmelden. Der Herr verschwand zwischen einer Doppelthür. Die beiden Senner zitterten vor Aufregung. — Es vergieng

eine Viertelstunde — da wurden plötzlich die Thürflügel aufgerissen, herein kam eine ganze Procession von noblen Herren mit goldenen Röcken und am Schlusse einer mit einem Rocke, so blau wie das Firmament; auf dem blauen Rocke glänzte eine Unmasse von silbernen Ketten und goldenen Sternen. Auf dem Haupte trug dieser letzte einen goldenen Hut mit einem grünen Federbusche. An seinem Arm führte er eine schöne Frau in prächtigen Kleidern. Vor diesem Paare neigten all die goldröckigen Herren ihre Köpfe fast bis zur Erde. — Der Jos und der Ander blieben auf ihren Polstern sitzen und rissen die Augen scheibenweit auseinander. — Sie schauten unentwegt auf den Herrn, der die Frau führte. Es war der gleiche, der früher mit ihnen gesprochen hatte. — Da gieng ihnen plötzlich ein Licht auf. — Sie sprangen so schnell in die Höhe, dass die Sessel umfielen, und stürzten vor dem Kaiser nieder. Der Ander ergriff die dargebotene Hand des Monarchen, küsste sie und schluchzte:

„Mein Kaiser! Mein Kaiser!“

Der Jos fieng gleich an zu bitten:

„Habt's uns nichts für ungut, dass wir so grob und so unehrerbietig mit Euch geredet haben . . . wir haben Euch nicht gekannt.“

Der Kaiser beruhigte die Aelmer, hob sie vom Boden auf und that sehr freundlich mit ihnen. Sie durften auch der Kaiserin die Hand küssen. — Die Aelmer aber waren ganz stumm geworden; sie trauten sich nicht mehr zu reden . . . Der Kaiser dankte ihnen für ihre Geschenke und sagte, dass er dieselben mit Freude annehme. — Er wolle sie nicht zahlen dafür, aber ein kleines Andenken dürften sie doch nicht verschmähen; er werde es ihnen bald nachschicken; sie möchten ihm ihre Angehörigen grüßen und immer gute, treue Tiroler bleiben. — Die beiden Senner weinten, als sie den Saal verließen. —

Drunten beim Thore schnitten sie den Wächtern ein Gesicht, und der Jos sagte:

„Also sind wir halt doch beim Kaiser

gewesen, und ich möcht' den Rüffler nit heimtrag'n, den ihr kriegt."

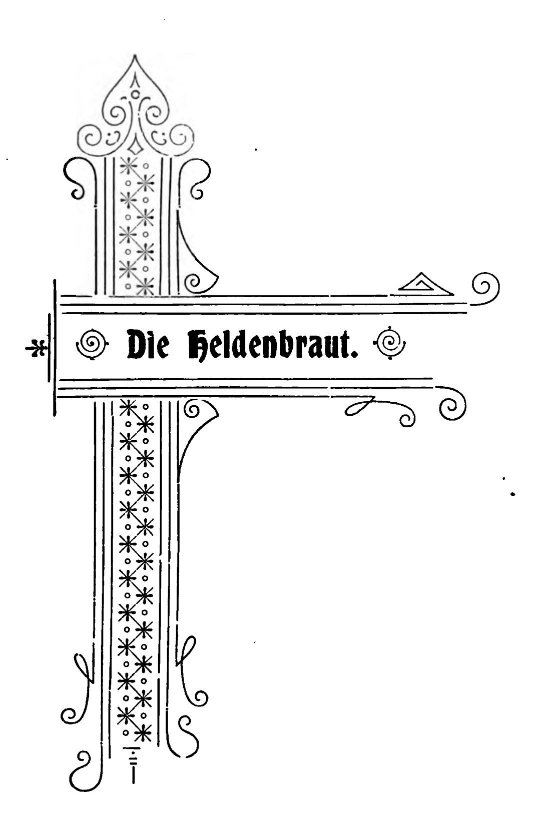
In der Stadt hielten sich die Aelmer nicht auf. — Freudig zogen sie heim auf ihre Alpe und erzählten, wie schön, und wie gut der Kaiser sei. Nach vierzehn Tagen kam eine große Kiste von Innsbruck. Da drinnen waren zwei große Kaiserbilder in goldenen Rahmen, zwei wunderschöne silberne Uhren und zwei prächtige neue Scheibenstutzen.

Die Aelmer konnten ihr Glück nicht fassen, sie sagten nur immer:

„Der Kaiser ist gut, o, der Kaiser ist gut!"

Der Auder stellte jetzt einen großen Kaiseraltar auf mit dem neuen, schönen Kaiserbild in der Mitte, und der Jos that desgleichen.




Die Heldenbraut.

Friede den Menschen auf Erden!

Tiefer Winter liegt über Berg und Thal. — Drunten in der Sillschlucht jagt der Fluſs seine weißen Schaumkronen mit Ungestüm durch die schwarzen Steinthore hindurch. Wie er tost und tobt, kräuselt der feine Wasserstaub in die Höhe und zaubert schimmernde Perlenkränze auf die hereinneigenden blattlosen Erlenzweige. Tiefer unten fließen die Wasser ruhiger; die großen Steine tragen hohe Schneekappen mit blitzenden Rändern, die kleinen sind mit glänzenden Eishelmen gekrönt.

Hier und dort spannt sich eine schimmernde Eis-
brücke von Stein zu Stein; ruhigere Plätzchen
sind vollkommen eingeglast mit hellen, durch-
sichtigen Eistafeln. Hinter diesen Eisfenstern
kosen und plaudern die Wasser so heimlich
und traut; die lichten Wasseraugen steigen
auf und tauchen unter, haschen und fangen
einander, drücken sich dann an den Stein-
rändern fort, bis sie den Blicken ent-
schwinden.

Links vom Flussbett erhebt sich ein
steiler, dicht bewaldeter Bergrücken zu
mäßiger Höhe. Droben, wo Berg und
Himmel sich treffen, stehen mächtige Wetter-
tannen, die gespenstig ins Thal herunter-
schauen und sich mit ihren langen Armen
recht scharf aus dem Blau herausschneiden.
Hinter diesen Tannen liegt ein überaus
stiller Fleck Erde. Rings vom Walde
umgeben, zieht sich ein ebener Wiesenboden
— jetzt in blendendes Weiß gekleidet —
über das Mittelgebirge hin. Die weiße
Fläche ist von vielen schwarzen Linien
durchkreuzt und durchschnitten — das sind

die Zäune. Innerhalb dieser schwarzen Striche erheben sich da und dort breite, dunkle Vierecke; das sind die Höfe, etwa dreißig an der Zahl, über den ganzen Boden verstreut. — Das Tosen und Toben des Flusses dringt nicht hinauf in diese Waldinsel, ebensowenig als der Lärm der Reichsstraße, die sich drunten am Bache hinzieht. Wenn nicht der Wind manchmal ein geheimnisvolles Rauschen und Murmeln aus dem Hochwalde herunterträgt, ist es fast unheimlich stille droben hinter den Wettertannen. — Dieser Fleck Erde mit seinen Wiesen und Höfen trägt den bezeichnenden Namen Mittwalden. — Am äußersten nördlichen Rand erhebt sich die Wiesenfläche zu einem welligen Hügel, der gegen das Thal vorspringt. Auf diesem Hügel steht ein großes gemauertes Haus mit freundlich blickenden Fenstern — das ist der Sillhof, der größte und schönste in der kleinen Berggemeinde. — Vom Sillhofe genießt man eine entzückende Aussicht das Thal hinauf und hinunter.

Hinter dem Sillhofe beginnt wieder sofort der Wald. Er steigt von dort in einen tiefen Graben hinunter, klimmt an der anderen Seite empor, schiebt sich etwas zurück und bildet nun die Thalwand. — Jenseits des Grabens, dem Sillhofe gegenüber, blickt aus einer Waldlichtung ein schmuckes Häuschen. — Hundertjährige Fichten breiten ihre schwarzen Arme über das Dach des Häuschens. Auch von hier aus genießt man eine schöne Rundsicht. Zu Füßen des Waldes drunten in der Ebene liegt das hübsche Dörfchen Ambach. — Dort thut sich das Thal weit auseinander und gestattet einen freien Ausblick bis zu den nördlichen Kalkalpen.

Dem Waldhause gegenüber öffnet sich nach Osten ein Seitenthal, der sogenannte Waldwinkel. Aus dem engen Thalkessel winkt das rothe Spitzthürmchen einer Kirche herauf. Unmittelbar neben dem Kirchlein erheben sich steil die waldigen Berglehnen, und über den hohen Thal-

wänden gucken noch die Eisköpfe der Zillerthaler Alpen hervor.

Das Waldhaus ist eine Jägerwohnung, und man nennt es nicht anders als „beim Jager“. Früher war es eine baufällige Hütte. Vor etwa dreißig Jahren kam ein fremder Mann mit einem jungen Weibe, kaufte die Hütte, ließ sie niederreißen, baute an der Stelle das nette Häuschen, richtete daneben einen hübschen Garten ein und wohnte daselbst. Er pachtete die Jagd in den umliegenden Forsten und streifte jahraus, jahrein mit seinen zwei Hunden durch den Wald. — Der Mann trug eine breite Narbe auf der Stirn und einen schmerzlichen Zug im Gesichte. Sein ganzes Wesen war ernst und gemessen. Die Frau hatte sehr regelmäßige, feine Züge, aber ihre Farbe war blass, und man sah sie niemals lachen — Die fremden Leute sprachen zwar deutsch, aber ihr Dialect hatte einen sonderbaren Klang. Ihre Kleidung war nicht städtisch und nicht bäurisch, sie hatte aber einen fremdartigen Schnitt.

Der Tiroler hegt überhaupt eine Scheu vor allem Fremden, und die Mittwaldner schlossen sich umsomehr von den Jägerischen ab, als diese jede Annäherung vermieden, hauptsächlich aber, weil über die fremden Leute so merkwürdige Gerüchte herumliefen. — Man hatte den fremden Jäger im Walde auf einem Baumstrunke sitzen und weinen gesehen; Holzknechte, die am Abend beim Waldhäuschen vorübergiengen, hatten drinnen ein Winseln und Jammern gehört, als ob eine arme Seele klagen würde. — Bald erzählte man sich, der fremde Mann sei aus Amerika; er habe dort Menschen gehandelt, viele Leute umgebracht, und jetzt ließen ihm die Gemordeten keine Ruhe; andere wussten, er habe seine Frau geraubt und halte sie im Jägerhaus gefangen; einige hielten die Jägerleute für ein verstoßenes Prinzenpaar — kurz, die Märchen nahmen von Tag zu Tag eine abenteuerlichere Gestalt an.

Drei Jahre nach Ankunft der Fremdlinge gebar die traurige Frau einen Knaben.

Der Jäger — Benedict hieß er mit Namen — gieng zum Sillhofer und bat ihn als Gevatter. Der Sillhofer erwies dem Nachbar ohne Zögern diesen Dienst. — Zwischen den beiden Männern — dem Sillhofer und dem Jäger — bildete sich nach und nach ein freundschaftliches Verhältnis. Dem alten Sillhofer lüftete der Jäger den Schleier, der auf dem Waldhäuschen und seinen Bewohnern lag.

Der Jäger Benedict war, bevor er nach Tirol kam, als Förster in einer Gegend des Schwarzwaldes angestellt gewesen. Beim Tode seines Vaters hatte er ein ansehnliches Vermögen geerbt und sich mit einem braven, stillen Mädchen, seiner jetzigen Frau, verheiratet. Nach einigen Wochen stillen Glückes kam unvermuthet der Schlag. Der Benedict gerieth im Walde draußen mit einem Nachbarförster in schweren Streit. Von Worten kam es zu Thätlichkeiten; der Gegner zog seinen Hirschfänger und schlug damit auf den Kopf des Benedict. Diesen packte der

jähe Zorn, und er tödtete den Förster. Aber sogleich erfasste ihn auch das Bewusstsein von der Gräslichkeit seiner That. — Er stürzte fort nachhause, verständigte sein Weib, nahm das väterliche Vermögen, soweit es in Geld bestand, und floh mit seiner Gattin weg, weit weg vom Schauplatze seines Verbrechens. Wie Kain irrte er in den Landen herum, bis er endlich in Tirol ein Plätzchen fand, das seiner Heimat draußen im Schwarzwalde so ähnlich war. — Im stillen Jägerhaus wurde er nach und nach ruhiger, aber die Reue nagte fort und fort an seinem Herzen.

Die blutige That hatte noch eine andere Folge, welche dem Jäger alle Freude verbitterte. — Seine Gattin, die Vefa, ward schon als Mädchen häufig von Ahnungen geplagt, die meistens in Erfüllung giengen. Dieser Seelenzug lag in ihrer Familie. — Die plötzliche Nachricht vom Todtschlag im Forste, die wie ein Blitzstrahl auf sie wirkte, die Aufregung der Flucht, die beständige Angst, das Heimweh hatten ihr

Gemüth vollkommen überreizt und in ihrer Seele einen Geist wachgerufen, der jede Freude verscheuchte. — In den ersten Wochen ihres Aufenthaltes im Jägerhäuschen bekam sie auf einmal das doppelte Gesicht, das heißt, sie wurde hellsehend. Wochen vorher schaute sie jedes Unglück, das sich ereignete, namentlich jeden Todesfall. Sie wußte nach jedem Begräbnis das Haus zu nennen, aus welchem man die nächste Leiche heraustragen werde, sie wußte auch vom jedem Sterbefall in ihrer Heimat. — Dieser Zustand lagerte wie ein schwarzer Schatten auf der Familie im Jägerhäuschen und hielt die Gemüther beständig in Furcht und Schrecken.

Die Vefa schenkte ihrem Manne in den folgenden Jahren noch einen Sohn und eine Tochter. — Die beiden Söhne starben in einem Alter von zwölf und vierzehn Jahren. Einige Jahre später starb auch die Vefa. — Die Tochter, welche ebenfalls den Namen Vefa trug. wuchs heran und wurde eine blühende Jungfrau. — Der

19*

sanfte, traurige Ausdruck in ihrem Gesichte erinnerte an die Mutter; auch hatte das Mädchen ebenso feine, beinahe durchsichtige Züge wie jene, eine schneeweiße, zarte Hautfarbe, schwarzglänzende Haare, schwarze Augenbrauen und darunter himmelblaue Augen. — Die schwarzen Haare und daneben die blauen Augen gaben dem Mädchen eine fremdartige, fast außerirdische Schönheit — der Blick der Augen hatte etwas Bannendes. — Die Vefa war oft Tage hindurch allein zuhause, wenn ihr Vater auf der Jagd weilte; nur ein großer Zottelhund war ihr beständiger Gesellschafter und Schützer. Die Leute in Mittwalden schlossen sich immer noch von den Bewohnern des Jägerhäuschens ab. — Vor dem alten Jäger hatten sie die gleiche Scheu wie vor dreißig Jahren, und diese Scheu übertrugen sie auch auf seine Tochter, die in ihrer halbstädtischen, aber ungemein kleidsamen Tracht und in ihrem eigenthümlichen Wesen ihnen stets fremd blieb. Nur vom Sillhofe aus herrschte ein reger Verkehr mit

dem Jägerhäuschen. — Der alte Bauer war gestorben, und der älteste Sohn Friedl (Fridolin) hatte den Hof übernommen. — Der Friedl gieng alle Wochen ein paarmal hinüber ins Jägerhäuschen, that hundert kleine Dienste, fragte jedesmal, ob er etwas besorgen oder bei einer Arbeit Hilfe leisten solle. Oft durchstreifte er mit dem alten Jäger den Wald und erwies sich als trefflichen Schützen. Der alte Mann erzählte ihm manches von der großen Welt und von den Kriegen; er verschwieg ihm auch nicht seine eigene traurige Geschichte. An manchen Abenden saß der Friedl lange bei den einsamen Waldleuten, spielte auf seiner Zither, sang frische Lieder, und man sah ihn jedesmal ungern scheiden. — Der Friedl hatte deshalb vielen Spott vonseite seiner Nachbarn zu erleiden, aber das kümmerte ihn wenig. — Zu dem reizenden Waldmädchen hatte er längst eine zarte Neigung gefasst; auch dem Mädchen war der Friedl nicht gleichgiltig. Aber diese gegenseitige Neigung war den

jungen Leuten fast unbewußt, sie hatte niemals den leisesten Ausdruck gefunden; eine gewisse Scheu machte sich im Verkehre zwischen Friedl und Vefa bemerkbar. Dem alten Benedict war die Neigung zwischen dem jungen Bauer und seiner Tochter nicht entgangen, und er schien dieselbe zu fördern.

Es war der Vorabend des heiligen Christfestes im Jahre 1808. Der Friedl war in den letzten Tagen viel im Jäger-häuschen gewesen. Er hatte dort eine neue Weihnachtskrippe aufgestellt und dazu seine eigene Krippe im Sillhofe der Figuren beraubt. Er hatte auch versprochen, den heiligen Weihnachtsabend im Jägerhäuschen bei den Waldleuten zu feiern. —

Die volle Mondscheibe war soeben hinter dem Eisgipfel des Olperer heraufgestiegen und hatte den Wald in ein glühendes Märchenreich verwandelt. Die messerbreiten Eistäfelchen, die nach Millionen an den Baumzweigen hiengen, schimmerten wie Silber und Krystall; auf der Schneefläche

strahlten tausende von winzigen Sternchen um die Wette mit den flimmernden Silberpunkten droben am lichten Himmelszelt. — Der Friedl kam die Waldlichtung herauf. Als er sich dem Häuschen näherte, gieng schon die Thüre auf. Vefa stand in derselben und mahnte den Burschen, nur schnell hereinzukommen, draußen sei es bitter kalt. Der Friedl grüßte und trat in den Hausgang; da er aber den Alten nicht sah, fragte er:

„Wo ist denn der Vater, Vefele?“

„Der ist hinauf in den Wald, bei den Fuchsschlingen nachsehen.“

Der Friedl stand etwas befangen, dann sagte er:

„Ich will den Vater suchen.“

„Der Vater kommt schon selbst ... bis 8 Uhr ist er sicher da ... er geht alle Abend hinaus ... thätst ihn auch nicht finden draußen in der Nacht .... komm, komm!“

Mit diesen Worten drängte Vefa den Friedl in die Stube.

Das Mädchen brachte auf einem zierlichen Porzellanteller rothwangige Aepfel, einen Nusszelten und in einem Glase Kirschwasser.

Der Friedl zündete die Kerzenlichter in der Krippe an. Wie nun diese kleine Welt mitten in der engen, warmen Stube zu leuchten begann, als ob es Tag werde über dem niedlichen Berge; wie die Figuren alle aus dem Dunkel heraustraten und miteinander zu sprechen schienen; als der Glasstaub im Hintergrunde flimmerte und glitzerte wie die Sternchen am Himmel: da gerieth das Mädchen in ein förmliches Entzücken. Es lief wie ein Kind hin und her, klatschte in die Hände und rief:

„Friedl, das ist schön, aber, das ist schön!... So was hab' ich mein Lebtag nie gesehen."

Der Friedl sagte nichts und setzte sich hinter den Tisch. Das Mädchen stand die längste Weile an der Krippe und wurde nicht müde vom Schauen. Endlich kam es auch an den Tisch heran und ließ sich

auf einen Sessel nieder, jedoch so, dass es den Blick unverwandt in die schimmernde Krippe richten konnte. Lange schwiegen die beiden. Dann erzählte der Friedl von den Hirten und den Engeln in der heiligen Nacht. Das Mädchen lauschte mit gefalteten Händen. — Später erzählte der Friedl einige Christnachtsagen, die er von einer alten Muhme gehört hatte — dann schwieg er wieder. — Das Mädchen stellte einige Fragen, der Friedl gab verwirrte Antworten. — Er konnte eine gewisse Beklemmung nicht los werden, die ihn durch das Alleinsein mit dem Mädchen überkam. — Die Stille im Zimmer wurde peinlich. — Da nahm der Friedl die Zither aus dem Kasten, begann zu stimmen, schlug die Accorde an, zupfte ein leises Vorspiel, griff dann kräftiger in die Saiten und sang mit glockenheller, durchdringender Tenorstimme:

„Ihr Hirten, steht's nur auf all g'schwind,
Schaut's fürchin [1]) in die Stadt!

[1]) vorhin.

Söcht's, wie beim Stall ein Foiral[1]) brinnt,
Wer's öppar unzündt hat?
Hö, Lippei[2]), heb' auf dein' Kopf,
Sonst reiß' i di außer beim Tschopf!
Und geht's nur g'schwindi nachifrog'n,
Was sich hat zugetrog'n, was sich hat zugetrog'n!

Hö, Hansal[3]), hörst denn nit das G'sang
Da draußen auf der Haid?
Lous[4]), Veitl, decht[5]) dem Musiklang,
Es is a wohre Freud'.
Dös können Leut' nit sein,
Die Musi is zu fein:
Ja, ja, i glab, seind Engal gor,
I siach a ganze Schor, i siach a ganze Schor.

Den Nachbarsleut'n müss'n mir's sog'n,
Sonst war's uns decht a Spott,
Dass sie dem Kindal Opfer trog'n,
Weil's is der wohre Gott.
Veit, schieb'n ein' Tholer ein,
Wenn du sein Göth willst sein!
I nimm a Pfoadl[6]) und a Kiss,
Weil's gor a so noatig[7]) is, weil's gor a so noatig is.

Und bald mir kemman[8]) zu dem Stall,
Nacher nehmt's den Huet in d' Hond;

[1]) Feuerlein. [2]) Philipp. [3]) Hans. [4]) horch'! [5]) doch. [6]) Hemdchen. [7]) nothig, armselig. [8]) kommen.

Seid's nit so grob a decht amal
Und macht's mir heunt ka Schond'
Wisst's, wie's es grüßen müesst?
Gelobt sei Jesus Christ!
Der heunt für uns im Krippal leit [1]),
Juchhe, dös is a Freud', juchhe, dös is a Freud'.

Und bald mir kemman [2]) zu dem Kind,
Nacher lasst's mi glei vorun!
Die zehn Gebot' böt' i ihm g'schwind,
Nacher woaß [3]) er, dass i's kun. [4])
Stimmt's d' Geig'n und's Clarinett,
D' Harf'n a dazue, dass 's geht!
Dös Ding werd' nacher 's Kindal freu'n
Und recht sonft schläfern ein und recht sonft schläfern ein.

Das Kindal leit im Krippelein
Und hat vor Kält' ka Rueh,
Geht's, macht's ihm decht die Füslan ein
Und hüllt's es besser zue!
Mei' Pelzkapp' lass i hint,
Meine Handling a fürs Kind;
Mei' Seel' und Leib ihm gonz verschreib'
Und ewig treu verbleib' und ewig treu verbleib'!"

Vefa hatte während des Liedes unverwandt den Sänger angeblickt. Als er

---

1) liegt. 2) kommen. 3) weiß. 4) kann.

geendet, sagte sie kein Wort des Beifalles und ließ ihre großen Augen auf den Schoß niedersinken. — Der Friedl zupfte leise an den Saiten, hob da und dort einen runden Glockenton heraus — sonst war es abermals stille im Zimmer. — Plötzlich drückte Vesa ihre Hände vors Gesicht, und zwischen den Fingern begann es zu glänzen. Der Friedl erschrak und sagte hastig:

„Aber, Vefele, was hast denn?“

Das Mädchen sagte nichts und weinte fast laut.

„Aber, Vefele, geh, sag',“ bat der Friedl weich, „geh, sag', was fehlt denn? Hab' ich dir was gethan?“

Das Mädchen ließ die Hände sinken und schluchzte:

„Nein, nein, Friedl, gewiss nicht, gewiss nicht! . . . Ich hab' mir nur gedenkt, wenn ich g'rad' einen Bruder hätt'! . . . . Wenn der Pepi noch leben thät'! Er wär' g'rad' so alt wie du . . . er ist alleweil so gut und lieb gewesen . . . Er thät'

bei mir bleiben und thät' auch so schön singen wie du . . . ich bin soviel allein, soviel allein!"

„Vefele," sprach der Friedl mit zitternder Stimme, „möchtest mich nicht als Bruder haben?"

Das Mädchen wurde roth, dann sagte es leise:

„O gern; aber du gehst wieder fort, und dann bin ich allein, die ganze Woche allein."

Nun gieng dem Friedl das Herz auf, er rückte näher an das Mädchen heran und sprach langsam:

„Du, Vefele, jetzt gib mir Antwort, ich red' nicht lang . . . Was thätest denn sagen, wenn ich mit deinem Vater einmal so reden thät: Vater Benedict, zieht mit Eurer Tochter hinüber in den Sillhof . . . seid mir auch Vater, wie Ihr es dem Vefele seid! . . Halb's könnt' Ihr das Vefele noch für Euch behalten, aber halb's schenkt Ihr's mir! . . Ich will Euch gut schauen darauf! . . . Vefele, was thätst denn sagen zu der Red'?"

Ein dunkle Röthe flog dem Mädchen an den Wangen hinauf, über die weiße Schläfe hin bis hinter die Ohren, dann weinte es, dann warf es einen langen, tiefen Blick auf den Friedl, dann sprach es leise:

„Friedl, red' einmal so mit dem Vater!"

Es ward wieder stille, keines von beiden redete mehr ein Wort, als fürchteten sie, durch Reden das Glück in der Seele zu stören.

Da wurde es draußen vor der Thüre lebendig. Der alte Jäger kam vom Walde zurück. Er schlug den Schnee von seinen Gamaschen und trat dann in die Stube.

„Ah, guten Abend, Nachbar," grüßte er. „schon da? . . Das ist recht, das ist recht!"

Er schaute seine Tochter an und bemerkte sogleich die rothen Augen.

„Aber, Vefa, du hast geweint," sagte er etwas betroffen, „hat dir jemand was zuleide gethan?"

Das Mädchen wurde blaſs und zitterte; es stieß hastig die Worte hervor:

„Nein, nein, nichts zuleide!"

Dann eilte es fort aus dem Zimmer.

Der Friedl sah sich durch die fragende Miene des Alten gezwungen, eine Aufklärung zu geben; auch schien ihm das Mädchen durch sein Fortgehen einen Wink ertheilt zu haben, jetzt gleich mit dem Vater zu reden. — Er faſste sich darum ein Herz und sagte:

„Vater Benedict, ich hab' etwas Wichtiges mit Euch zu sprechen. — Von rechtswegen sollte ich eine längere Rede halten, aber wir Tiroler können das nicht; darum sag' ich's frisch kurz von der Leber weg heraus .... Vater Benedict, ich bin heute in Euer Haus eingebrochen und hab' Euch was recht Kostbares stehlen wollen."

„Das wird so gefährlich nicht sein," lachte der Jäger gezwungen.

„Recht gefährlich," erwiderte der Friedl; „weil ich aber das Stehlen noch nie probiert hab', so wollt' ich doch zuerst um

Eure Erlaubnis bitten, das Ding fortnehmen zu dürfen."

„Nachbar, red' deutlich," sagte der Alte mit steigender Unruhe.

„Schaut', ich hab' gewollt Euer Madl, das Vefele, mitnehmen hinüber auf den Sillhof," sprach der junge Bauer langsam . . „Vater Benedict, seid so gut und schenkt mir das Vefele! . . . Geht selbst auch mit auf den Sillhof und bleibt dort und schaut auf, dass ich Euch das Dirnl gut halte."

Der Jäger ließ sich auf einen Stuhl nieder, schaute eine Zeit lang auf den Boden und sagte gar nichts. Dem Friedl pochte das Herz so laut, dass er glaubte, der Alte müsse es hören.

Endlich fragte der Jäger leise:

„Und was sagt denn die Vefa dazu?"

„Die ist schon einverstanden, wenn Ihr auch mitzieht," entgegnete der Friedl erleichtert.

Nun richtete der Alte seinen Kopf in die Höhe, er blickte den Friedl eine Weile an, dann sprach er:

„Friedl, du bist ein braver Junge . . . hast's mit deinen Eltern gut gemeint; du besitzest einen schönen Hof . . . du hast ein kerntreues Herz . . . niemandem thät' ich mein Kind lieber anvertrauen als dir. . . . Ist mir oft schwer geworden um das Mädchen; ich gehe bereits hoch in die Jahre, bei mir wird's Abend; und was soll aus dem Kinde werden, wenn ich nicht mehr bin? . . . Aber, Friedl, das Mädchen taugt nicht zu einer Bäuerin, für die harten Arbeiten ist es zu schwach, zu zart . . . auch versteht es das Geschäft nicht."

„Zu den harten Arbeiten wär' mir das Vefele auch schade," entgegnete der Friedl, „im Hause aber schafft das Madl neben jeder Bäurin . . . Vater, wenn Ihr keine anderen Bedenken habt, sagt nur gleich Ja!"

Der Alte sann abermals eine Weile, dann gieng er zur Thür und rief hinaus:

„Vefa, komm herein!"

Schüchtern trat das Mädchen in die Stube, den Blick zu Boden gesenkt; in

seinem Gesichte wechselte eine dunkle Röthe mit einer fahlen Blässe.

„Vesa, du willst mich also verlassen?“ sagte der Alte kurz.

Da warf sich das Mädchen mit einem Schrei an seinen Hals und weinte: . . .

„Vater, nicht verlassen, nein, nicht verlassen! Du gehst mit uns! — Gelt, Vater, du gehst mit uns?“

„Also du hast mit dem Friedl die Sache schon im Reinen?“ forschte der Alte.

„Ja,“ hauchte das Mädchen. —

Jetzt nahm der Alte eine feierliche Miene an und sagte:

„Reicht einander die Hände!“

Die beiden jungen Leute gehorchten. Vesas Rechte zitterte merklich, als sie dieselbe in Friedls Hand legte.

Der Alte machte ein Kreuz über die geschlossenen Hände und sprach mit Rührung:

„Es segne euch Gott der Allmächtige, der Vater, der Sohn und der heilige Geist! . . . Heute Nacht haben die Engel

den Frieden verkündet d e n e n, die guten Willens sind . . . Ihr beide seid gute Kinder; möge Gottes Frieden und Segen bei euch weilen alle Tage eures Lebens!“

Der Lichterschein aus der Krippe strahlte auf drei glückliche Menschen. — Die Christmettglocken im Dörfchen Ambach sangen feierlich die Christfreude hinaus in die Nacht. Die glücklichen Herzen droben im Waldhaus glaubten in den Glockenstimmen den Sang der Engel zu vernehmen:

„E h r e s e i G o t t i n d e r H ö h e u n d F r i e d e d e n M e n s c h e n a u f E r d e n.“



Das Tirol ist nicht feil.

Im Sillhofe gieng es den Winter über sehr lebendig her. Zimmerleute und Tischler waren beschäftigt, alles Schadhafte auszubessern und dem ganzen Hause einen neuen, freundlichen Anstrich zu geben. Der Friedl wollte seiner Braut ein trautes und schönes Heim bereiten. Das Familienzimmer ward besonders hübsch ausgestattet. — Die Bettstelle war aus Zirmholz gearbeitet und mit überaus feinen Schnitzereien versehen. Zu Häupten war ein Schnitzwerk eingefügt, das den schlafenden Jakob darstellte mit der Himmelsleiter, an

welcher die Engel auf- und niederstiegen. Zur Seite war ein großes Bild der heiligen Familie aufgehängt. Eine Stockuhr mit glänzend weißen Marmorsäulen hämmerte bereits auf dem Kasten. An den Fenstern prangten schneeige Vorhänge, auf dem Brette schimmerten farbige Glaskugeln, auf dem Ofensims standen bunte Figuren aus Thonerde u. s. w. Als die Vefa einmal auf Hausschau kam, war sie entzückt über die prächtige Einrichtung.

Der Friedl besuchte oft das Waldhäuschen; er sah immer klarer, dass er in Vefa einen Schatz gefunden. Die beiden jungen Leutchen malten sich ihr künftiges Glück in den buntesten Farben aus. Nach Ostern wollten sie Hochzeit feiern. Aber da kamen Ereignisse, welche einen dicken Strich durch ihre Rechnung machten.

Es war in den ersten Monaten des Jahres 1809. Draußen von der großen Welt herein kamen düstere Nachrichten in den Bergwinkel von schweren Kriegsereignissen, von großem Morden, von Krankheiten und

Hungersnöthen. Man hörte von einer Allianz der europäischen Mächte gegen den allgewaltigen Kriegskaiser Napoleon. Diese letzte Nachricht machte viele Herzen in Tirol lauter schlagen. — Tirol litt schwer unter der bairischen Herrschaft. Das freiheitsliebende Volk knirschte unwillig in den Zügeln, die man ihm angelegt hatte. — Es tauchten da und dort Gerüchte auf vom Einrücken österreichischer Soldaten ins Pusterthal. Die Bauern suchten ihre rostigen Stutzen heraus; es wurde gemunkelt, im Frühjahr gehe es los. Obwohl solche Gerüchte den bairischen Behörden zu Ohren drangen, thaten diese dennoch alles, um den Zorn des Volkes zu steigern. Sie führten ein willkürliches Regiment, straften grausam und ungerecht; die alten Privilegien und Vorrechte wurden dem Lande genommen, selbst die religiösen Gefühle des frommen Bergvolkes wurden aufs tiefste gekränkt. — Das Volk ergab sich anscheinend in das Unvermeidliche, wer aber klare Augen hatte, sah schon jetzt die Vorzeichen

des kommenden Sturmes. — Als der Schnee zu schmelzen begann, mehrten sich diese Zeichen; fremdartige Gestalten mit heimlichen Botschaften wanderten durch die Thäler, Kreidefeuer erstrahlten in der Nacht. Im Sillhofe blieben die fremden Gäste häufig über Nacht. — Der Friedl kam seltener in das Jägerhäuschen und war oft recht zerstreut. Die Vesa klagte darüber, der Alte schüttelte den Kopf. — In den ersten Aprilnächten glänzten die Bergfeuer zahlreicher und heller. Als die Vesa in einer Nacht das prächtige Schauspiel von ihrem Fenster aus bewunderte, hörte sie draußen im Walde ein trauriges Singen. Der Wind trug deutlich die Worte herüber:

„Im Grün bin i drinnen,
Und's Blau auf mi lacht,
Und dös Land is so schön,
Weil's der Herrgott hat g'macht.

Blau lacht's auf mi oba,
Grün ist's um mi her,
Und i mein', und i glab',
Koa Tirolerlandl gibt's mehr."

Am nächsten Tage spät abends kam der Friedl auf Besuch. Er war heute merkwürdig aufgeregt. — Im Hausgang flüsterte ihm die Vesa leise zu:

„Friedl, bist schon beim Pfarrer gewesen?"

„Nein, Vesele," entgegnete der Bursche, „wart' g'rad' noch ein biss!"

Der Alte saß in Gedanken vertieft in der Stube. Als der junge Sillhofer eintrat, blickte er ihn eine Weile an, dann sagte er:

„Friedl, du wirst aber selten bei uns, hast viele Geschäfte?"

„Wohl viele und wichtige Geschäfte," entgegnete der Sillhofer.

Der Alte sah dem Burschen scharf ins Gesicht. Dieser hielt den Blick nicht aus; er schaute zu Boden, er drehte sich hin und her, er schluckte mehrmals — es lag ihm offenbar etwas am Herzen. Endlich platzte er heraus: „Ich bin heut' eigentlich gekommen, Abschied zu nehmen für eine kurze Zeit, ich muss eine Reise machen."

„Friedl, warum denn g'rad' jetzt?" sagte die Vesa gekränkt.

„Es läſst ſich nicht aufſchieben,“ entgegnete der Burſche.

„Und wo reiſeſt du hin?“ fragte das Mädchen unruhig.

„Nach Innsbruck hinaus und vielleicht ein Stück ins Unterland hinunter.“

Der Alte richtete ſeinen Kopf in die Höhe; er ſagte:

„Friedl, du biſt ein wenig falſch mit uns.“

Der Burſche wurde roth bis über die Ohren, dann ſprach er bittend:

„Vater, redet nicht ſo! . . . Falſch bin ich nicht, ich mein' es gewiſs recht.“

„Das weiß ich ſchon,“ entgegnete der Alte . . . „Du darfſt eben nicht reden, deine Zunge iſt gebunden.“

Der Friedl wurde abermals roth. — —
Der Alte begann von neuem:

„Friedl, ich weiß, was deine Reiſe zu bedeuten hat . . . Ich hab' ſchon lange bemerkt, was um uns vorgeht. Wenn ihr auch alle verſprochen habt zu ſchweigen, die Feuer in der Nacht reden viel zu laut;

die Stutzen, die überall sichtbar werden, das Kugelgießen, das redet auch; die Heimlichkeiten, die Versammlungen in nächtlicher Stunde, die reden noch lauter; . . . Friedl, ich will dir's g'rad' sagen, ihr thut Krieg machen, ihr wollt die Baiern angehen!"

Der junge Bauer wurde bleich. Die Vefa, welche mit steigender Angst der Rede des Alten gefolgt war, that jetzt einen Aufschrei, dann stürzte sie auf den Friedl zu, fasste stürmisch dessen Rechte und rief mit klagender Stimme:

„Friedl, ist's wahr? Friedl, sei so gut, red'! Gelt, es ist nicht wahr?"

Der Bursche zitterte am ganzen Leibe, seine Mundwinkel zuckten, er schaute wortlos auf den Boden. Das Mädchen ließ seine Hand fallen und weinte laut.

„Vefa, sei ruhig!" befahl der Alte, „lass uns reden! . . Siehst du, Friedl," wandte er sich zu dem Burschen, „ich weiß alles . . . aber du brauchst nichts zu fürchten — verrathen thun wir nichts, ich nicht und die Vefa auch nicht."

Der Friedl schaute auf, dann sprach er:

„Und was würdet Ihr denn sagen, Vater, wenn es wahr sein thäte, was Ihr früher geredet habt?“

„Was ich sagen würde?“ entgegnete der Alte, „ich sag' g'rad' soviel: Euer Plan ist verwegen und unklug.“

„Warum denn unklug, Vater?“

„Schau', das Baiernland ist euch viel näher als Oesterreich; ihr seid der gleiche Volksstamm — die Härten der Regierung werden verschwinden, wenn ihr einmal länger dabei seid; — Baiern ist ein reiches Land, das viele Schätze an Tirol abgeben kann; in dreißig Jahren werdet ihr es einsehen, dass ihr mit Baiern viel besser fahrt als mit Oesterreich.“

„Vater, um Geld und Gut verkaufen wir unser Land nicht,“ bemerkte der Friedl etwas gereizt.

„Ihr braucht das Land nicht zu verkaufen, das gehört immer euch.“

„Vater, nehmt mir's nicht übel, wenn ich einen andern Glauben hab' . . . Ihr

könnt's Euch gar nicht denken, wie uns Tirolern ist, Ihr seid ja nicht in Tirol daheim . . . Schaut, Tirol und Oesterreich gehören zusammen, zusammen wie Kopf und Herz, wie Leib und Seele. Tirol und Oesterreich gehen nicht auseinander, wie Berg und Thal nicht auseinandergehen . . . Wenn Tirol nicht mehr kaiserlich ist, ist's kein Tirol mehr. Bei Oesterreich sind wir das Kind, bei den Baiern sind und bleiben wir der Hund; bei Oesterreich hat das Tirol u n s gehört, jetzt gehört's nicht mehr uns, sondern den Baiern . . . Vater, schaut einmal da hinüber auf den Schwarzkofel, da seht Ihr einen kleinen Fleck, es scheint g'rad' der Mond darauf — seht Ihr ihn? — Oben liegt noch Schnee, unten ist der Fleck aper . . . der Fleck gehört mein . . . Es wächst nicht viel darauf, aber der Fleck gehört mein, und deswegen ist er mir lieb! Wenn nun einer kommen thät' und thät' mir auf den ganzen Fleck Ducaten drauflegen, ich thät' ihm für all seine Ducaten den Fleck nicht geben, und wenn er

mir auf den armen Fleck drei-, viermal Ducaten aufeinanderlegen thät', ich müsst' alleweil sagen: „Der Fleck ist nicht feil!“ ... Jetzt, Vater, sagt einmal, was ist denn dieser Fleck gegen das schöne, große Tirol? Steigt einmal auf den Habicht oder auf den Tribulaun hinauf, da seht Ihr fast das ganze Tirolerland ... schaut Euch einmal an die Berge und Thäler alle, wie's funkelt und strahlt auf allen Seiten; schaut Euch einmal an, was das für ein herrliches Land ist — man trifft kein schöneres — und sagt, thätet Ihr's hergeben, wenn man Euch die Thäler alle gestrichen voll Ducaten anschütten thät'? — Ich nicht ... Ich thät' alleweil sagen: ‚Das Tirol ist nicht feil, um kein Geld nicht!‘ ... Schaut, da bin ich vorgestern auf die Alp' hinauf'gangen; es ist noch überall Schnee gelegen. Nur beim Sennbrünnl hab' ich einen apern Fleck getroffen. — Da droben ist's so einsam und still; es möchte einen fast das Heimweh packen, wenn man gar nichts Lebendiges sieht und hört ... Wie ich

zu dem apern Fleck komm', da seh' ich auf einmal ein Wasserradl, das dreht sich lustig um; ich hab' g'schaut wie ein Narr, weil heuer niemand vor mir droben gewesen ist . . . Das Radl hat gewiss im Sommer ein Hirt unter das Wasser gestellt . . . Der Winter hat das Radl mit Schnee zugedeckt und rasten gemacht. Wie der Schnee fort'gangen, ist das Wasser kommen und hat das Radl wieder vom Schlaf aufgeweckt. Mir ist vorkommen, das Radl will mit mir reden . . . da hat mich ein wildes Heimweh angepackt . . . nicht um die Leut' ist mir derweillang worden, das nicht, aber um die Berge und Weiden, um die Spitzen und Höhen . . . Ich hab' hinausg'schaut in das Land, und je länger ich g'schaut hab', desto lauter hab' ich g'weint . . . Ich hätt' mögen all die Berge und Hügel, die Spitzen und Jöcher umarmen und küssen; alleweil hab' ich g'sagt: ‚Das g'hört nimmer uns . . . es gibt kein Tirolerlandl mehr!' . . . Und wie ich aufg'hört hab' zu weinen, da hab' ich's ge-

schworen — den Bergen und Alpen hab' ich's geschworen: — ‚Ihr müßt wieder unser werden, und kost' es, was es will!'"

Der Alte zerdrückte eine Thräne im Auge, dann sagte er:

„Ja, ja, so seid ihr Tiroler: weich wie Butter, fest wie Eisen und treu wie Gold" ... Er hielt eine Weile inne, dann sprach er wieder:

„Friedl, euer Kampf mag schön und gut sein, er ist aber umsonst . . . wie wird das kleine Tirol den großen und kriegsgewandten Armeen des Napoleon widerstehen können?"

„Vater," erwiderte der Friedl, „wir sind nicht allein; Oesterreich, Rußland, Preußen und England haben Napoleon den Krieg erklärt. Der Kaiser schickt uns Militär ... und dann haben wir droben im Himmel einen, der stärker ist als der Napoleon ... und Unsere Liebe Frau hat die Tiroler nie verlassen . . . Wir kämpfen für unsere Heimat, für unseren Glauben, für unsern lieben Kaiser, und das gibt eine Kraft, Vater, das gibt eine Kraft! — — Das

Tirolerlandl muſs wieder unſer werden; es mag ſchon was koſten, das Landl iſt's wert — aber unſer werden muſs es!"

„Ich ſehe ſchon, da iſt nichts mehr zu rathen und zu wehren," bemerkte der Alte, „wann geht's denn los?"

„Gewiſs kann ich's nicht ſagen; aber, bald, bald! — Vielleicht morgen, vielleicht übermorgen, in einer Woche hat's jedenfalls gekracht."

Die Veſa war während dieſes Geſpräches auf der Bank geſeſſen und hatte ſtill in ſich hineingeweint. Bei den letzten Worten ſprang ſie auf, laut gellte ihr Jammerruf durch das Haus:

„Jeſus, Maria und Joſef!"

Dann faſste ſie den Friedl am Rock und bat ſo innig:

„Friedl, du darfſt nicht fort in den blutigen Krieg! Friedl, du muſst da bleiben bei mir! .... Gelt, Friedl, du verlaſst mich nicht!"

„Veſele, ich muſs," entgegnete der Friedl, „ich hab' mich ſchon verſprochen."

„Friedl, Friedl,“ klagte das Mädchen, „wem hast dich denn zuerst versprochen?“

„Geh, Vefele, sei g'scheit,“ begütigte der Friedl . . . „schau', du willst ja auch eine Tirolerin werden . . . Wenn du mich lieb hast, Vefele, mußt du das Tirolerland auch ein wenig gern haben; denn das Land ist mir ans Herz gewachsen . . . . Wenn das Vaterland frei ist, dann komm' ich wieder und hol' dich ab in den Sillhof, dann gehen wir nie mehr auseinander — nie mehr!“

Das Mädchen weinte; dann blickte es mit seinen großen Augen zum Friedl empor und fragte mit zitternder Stimme:

„Friedl, wen hast denn lieber, mich oder das Tirolerland?“

„Ich hab' dich von Herzen lieb und unser Vaterland auch.“

„Friedl, du weichst aus . . . red' g'rad'!“

„Aber heut' bist g'spassig (sonderbar), Vefele.“

„Ich möcht's halt wissen . . . Friedl, wen hast denn lieber?“

„Befele! . . . Nun, ich will dir's sagen. Wenn ich mein Herz frag', so sagt mir das alleweil: ‚Das Liebste auf der Welt ist mir das Befele!' . . . Aber weißt, die Lieb' ist nicht bloß im Herzen, sie ist auch im Kopf. Wenn ich den Kopf lass mitreden, so muss ich sagen: ‚Das Tirolerland hab' ich gleich gern'!' . . . Befele, das sind z w e i Gattungen von Lieb'; d i e thun aber nicht streiten miteinander, d i e kommen leicht aus."

„Friedl," jammerte das Mädchen, „wenn sie dich erschießen im Krieg, dann ist das Herz still . . . dann ist's vorbei, und ich wein' mir die Augen aus."

„Die Kugeln werden nicht gerade m i c h treffen müssen; . . . und dann, Befele, du thust ja beten für mich zu unserm Herrn und zu Unserer Lieben Frau; . . . ein so unschuldiges, liebes Kind thut unser Herr gewiss erhören!"

Das Mädchen schluchzte. Da fiel draußen ein Schuss, es that einen hellen Jauchzer, im nächsten Augenblick pochte es heftig an das Fenster, und eine Stimme rief:

„Es ist Zeit!“

In der Stube schraken alle drei zusammen; der Friedl wiederholte leise die Worte:

„Es ist Zeit!“

Er ergriff die Hand des Mädchens und küsste dieselbe; das Mädchen zuckte.

„Vefele, leb' wohl,“ sagte der Bursche weich, „und nichts für übel haben! — Vergiss mich nicht!“ Dann fasste er die Hand des Alten, drückte sie und sprach:

„Vater, lebt wohl! Denkt an mich und unser Vaterland!“ Er eilte zur Thüre. Dort schaute er noch einmal um. Das Mädchen war auf einen Stuhl gesunken und schluchzte herzbrechend. — Der Alte sprengte Weihwasser auf den Scheidenden. Dieser sagte noch einmal „Lebt wohl!“ und war entschwunden.



Wie Liebe jüngst zu Leide gieng.

Am 9. April gieng der Sturm los. In allen Thälern gab es blutige Kämpfe zwischen den Tirolern einerseits, den Baiern und den Franzosen andererseits. General Chasteler rückte in das Pusterthal ein. Der bairische General Wrede wurde mit seinen Truppen von den Pusterer Schützen im Sturmlaufe aus dem Thale gejagt. Bei der Ladritscher Brücke kam es zu einer heißen Schlacht. Die feindlichen Generale Wrede und Bisson wurden auf das Haupt geschlagen und suchten eilends nach Innsbruck zu entkommen. — Mittlerweile hatten

die Passeirer auf dem Sterzinger Moose das bairische Bataillon Bärenklau angegriffen und die ganze Truppe gefangen genommen. Auch im Wippthal und Innthal regte es sich allerorten. Das bairische Militär wurde von allen Seiten nach Innsbruck zusammengedrängt.

Vom Jägerhäuschen im Walde konnte man eine lange Strecke der Brennerstraße überschauen. Auf der Straße gab es in diesen Tagen viel Bewegung. Zuerst kamen fliehende bairische Compagnien, ihnen folgten jauchzende Landstürmer; unter diesen war auch der junge Sillhofer als Lieutenant der Mittwaldner- und Berger-Schützen. Später zog eine größere Abtheilung bairischer Soldaten wieder thalaufwärts. Sie sollten die Brennerstraße offen halten. Aber vom Brenner herunter und aus den Seitenthälern rückten neue Massen von Landstürmern und jagten die Baiern zurück. — Auch die Bauernscharen rückten von allen Seiten der Landeshauptstadt zu. Am Morgen des 12. April war Innsbruck auf drei Seiten

umschlossen. Um fünf Uhr früh begann schon der Kampf. — Die Baiern kämpften mit wahrer Todesverachtung. Allein sie mussten überall der beispiellosen Tapferkeit der Landstürmer weichen — An der Nordseite der Stadt richteten die bairischen Kanonen unter den Tirolern ein schreckliches Blutbad an. Dort fiel unter anderen auch der Großknecht des Sillhofers, Toni mit Namen. Eine Kanonenkugel riss ihm den linken Arm sammt einem Stück des Körpers fort. Die Kanonen wurden endlich von den Schützen erobert, und nun drangen die Bauern in die Stadt ein. Die bairischen Heerhaufen ergaben sich einer nach dem andern Um zehn Uhr war der Kampf beendet und die ganze bairische Garnison todt, verwundet oder gefangen. Das Schauspiel, das sich jetzt in der Stadt bot, lässt sich nicht beschreiben. Die Bauern mit ihrem frommen Sinn und ihrem tiefen Gemüth eilten zahlreich in die Kirchen, um Gott für den Sieg zu danken; andere zerschlugen die Zeichen bairischer Herrschaft, die Wappen,

die Inschriften, stürzten die Schilderhäuser um. Die Mittwaldner, an ihrer Spitze der junge Sillhofer, brachten einen riesigen Doppeladler, den sie im Damenstift gefunden; sie zierten seinen Hals mit einem rothen Band, trugen ihn unter Hochrufen durch die Stadt, hefteten ihn am Postgebäude an und wurden nicht müde, den Adler zu küssen. Die Bilder des Kaisers Franz und des Erzherzogs Johann wurden auf der Triumphpforte aufgehangen, mit brennenden Kerzen umgeben und kniend verehrt. Wer vorübergieng, ohne seinen Hut abzunehmen, dem wurde er vom Kopfe geschlagen. Die Vorübergehenden wurden angerufen:

„Halt, da schau' her! Gelt, der Franzl ist halt doch ein anderer! — Na, kennst epper unsern Hans nimmer?“ — —

Die Sieger legten sich nach den Aufregungen des Tages erschöpft zur Ruhe. Da ertönten um drei Uhr morgens von den nahen Dörfern und von allen Kirchen der Stadt die Sturmglocken. Die Baiern und Franzosen, hieß es, die bei Ladritsch

und Sterzing gekämpft, 3500 Mann unter Bisson und Wrede, rückten an, und die Passeirer seien ihnen auf den Fersen. Um fünf Uhr früh gieng das Kämpfen wieder los, aber es dauerte nicht lange. Um acht Uhr war General Bisson mit seiner Truppe kriegsgefangen. — Am 14. April rückten die Oesterreicher unter unbeschreiblichem Jubel und dem Geläute aller Glocken in Innsbruck ein. Als die weißen Röcke der Oesterreicher sichtbar wurden, weinten viele Tiroler Freudenzähren. —

Am 15. April war der erste Feldzug der Tiroler im Jahre 1809 ruhmvoll beendet. In fünf Tagen hatten die Bauern ohne jegliche Hilfe von Militär 2 Generale, 17 Stabs- und 113 Oberofficiere, 3860 Baiern und 2050 Franzosen gefangen genommen, 1 Adler, 3 Sechspfünder, 2 Dreipfünder, 2 Haubitzen, bei 800 Cavallerie- und Zugspferde sammt Geld und allen Munitionsvorräthen erbeutet. — Die Sieger behielten eine staunenswerte Mäßigung; keine Grausamkeit und Schandthat wurde

begangen. — Wenn man bedenkt, welch schreckliche Greuel die Volksaufstände überall im Gefolge haben, so muss man mit Bewunderung auf dieses herrliche Volk schauen und ihm den Titel eines Edelvolkes zuerkennen. — Tirols größter Feind, Napoleon, erklärte auf die Nachricht von der Niederlage seiner Truppen: „Die Baiern haben nicht verstanden, Tirol zu regieren, sie sind dieses tapferen Volkes gar nicht wert, dessen Gegenwehr mir Achtung eingeflößt hat.“ — — —

Während um Innsbruck der heiße Kampf tobte, war es im Jägerhäuschen zu Mittwalden recht traurig. Der alte Benedict saß hinter dem Tische und las aus einem verstaubten Buche, Vesa lehnte am offenen Fenster und horchte gegen die Thalmündung hinaus. Sie vernahm deutlich weit von unten herauf in kurzen Zwischenräumen dumpfe, unheimliche Schläge. Der Vater hatte gesagt, das seien die Kanonen und großen Schießeisen, die so fürchterlich unter den Menschen aufräumen. Das

Mädchen zuckte bei jedem Schlag und bewegte seinen Mund im stillen Gebete. — Plötzlich that es einen grellen, jammervollen Schrei.

Der Alte blickte auf und fragte:

„Vefa, was hast denn, was ist denn los?“

„Vater, Vater,“ heulte das Mädchen, „ich fürcht' mich, ich fürcht' mich . . . es ist schrecklich, schrecklich!“

„Aber, Vefa, was ist denn?“ fragte der Alte mit Angst.

„Es ist schrecklich, was ich gesehen hab', Vater . . . schrecklich!“

Der Alte wurde bleich, dann forschte er mit zitternder Stimme:

„Was hast denn gesehen, Vefa . . . ich bitt' dich, sag's!“

„Den Sillhofer Knecht hab' ich gesehen, den Toni,“ sprach das Mädchen, „o mein Gott . . . den Arm hat's ihm weggerissen und die Schulter . . . auf den Rücken ist er gefallen, und das Blut ist klafterhoch emporgespritzt.“

„Vefa, du hast dich getäuscht, du bist aufgeregt," sagte der Alte mit steigender Angst.

„O nein, Vater, ich hab's deutlich gesehen, ich hab' auch den Knall gehört."

„Wo hast du's gesehen?"

„Es ist ganz nahe da gewesen . . . den Ort hab' ich nicht gekannt, es sind viele Häuser herumgestanden."

„Vefa, du hast geschlafen," schrie der alte Mann.

„Vater, nein! Ich bin wach gewesen, ich hab' mir g'rad' die Zöpfe aufgelöst."

Da heulte der Jäger auf.

„Du armes, armes Kind! Also hast du's auch? Du unglückliches, unglückliches Kind! O Gott, du strafst mich schwer!"

„Vater, was hab' ich denn?" fragte erschreckt das Mädchen.

„Das Gleiche, was deine Mutter gehabt hat," seufzte der Alte ... „ich hab' alleweil gefürchtet, es trifft dich, du bist ihr so ähnlich . . . . und jetzt ist's da, jetzt ist's da!"

„Was hat denn die Mutter gehabt?“ forschte das Mädchen.

„Frag' mich nicht,“ seufzte der Alte, „Vesa, ich bitt' dich, frag' mich nicht!“

„Vater, Vater, was ist's denn? Was hab' ich denn? Was hat die Mutter gehabt? Vater, sei so gut, red'! . . . Vater, du machst mir Angst.“

„Vesa, Vesa!“

„Vater, red'! Die Angst, die Furcht ertrag' ich nicht . . . Vater, was hab' ich denn?“

„Du hast das doppelte Gesicht,“ hauchte der Alte.

„Vater, was ist denn das?“

„Du wirst's schon merken, du wirst's schon merken!“

„Vater, sag', was ist denn das doppelte Gesicht?“ drängte das Mädchen.

„Kind, du thust hellsehen . . . Jedes Unglück in deiner Freundschaft siehst du voraus! Wenn der Tod zukehrt bei deinen Verwandten und Freunden, weißt du's schon lange Zeit vorher.“

„Vater, das ist so schlimm nicht.“

„Mädchen, Mädchen, du wirst's schon fühlen . . . o, was hab' ich ausgehalten mit deiner Mutter! . . . Wie unglücklich sind wir gewesen! . . . Und jetzt kommt's wieder, jetzt kommt's wieder!“

„Vater, hast du die Mutter nicht lieb gehabt?“

„O freilich lieb, Kind, nur allzulieb!“

„Hat dich die Mutter beleidigt?“

„Nein, Vesa, nein! Die Mutter ist gut und lieb gewesen mit mir.“

„Was hast denn ausgehalten mit der Mutter?“

„O Kind, begreifst du's nicht?“

„Nein, Vater; ich bitt', erzähl' doch!“

„Lass mich schweigen, Vesa, es thut wehe!“

„Vater, red'! Wenn du nichts sagst, stell' ich mir das Aergste vor.“

Der Alte sann eine Weile, dann richtete er den Kopf in die Höhe und sprach:

„Ich will reden, Vesa, das Schweigen nützt doch nichts mehr . . . Du fühlst's

bald selber . . . Vielleicht erträgst du das Unglück leichter, wenn du's kennst. — Deine Mutter war mit demselben Leiden behaftet, das sich eben bei dir gemeldet hat. Wir hätten recht glücklich sein können, wir hatten einander lieb, recht von Herzen lieb; aber das Glück ist bei uns ein seltener Gast geblieben . . . deine Mutter war immer so traurig, und das hat mir wehe gethan, recht bitter wehe. — Anfangs hat sie mir die unheimlichen Gesichter erzählt, und wir haben oft beide zusammen geweint . . . Wir haben fortwährend in Angst und Schrecken gelebt; wir haben Tag und Nacht fürchten müssen, es erscheine ein Unglücksbild. — Als deine Mutter geahnt hat, wie mich das Ding angreife, da hat sie nichts mehr gesagt, aber sie ist noch trauriger geworden. Ich hab's jedoch immer schnell gemerkt, wenn's ihr wieder kommen ist. Sie hat so geisterhaft ausgeschaut, daß ich mich gefürchtet hab' vor ihr, sie hat dann soviel geweint, geseufzt und gebetet . . . . Ehevor der Toni gestorben ist und der

Pepi, da hat's ihr keine Ruh' gelassen. Oft ist sie mitten in der Nacht aufgestanden und hat die Buben geküsst . . . Wenn ich mich gestellt hab', als thät' ich schlafen, hat sie gejammert und geklagt wie eine arme Seele . . . O Kind, wie ist das schrecklich gewesen! Bevor es dann mit ihr selbst zu Ende 'gangen ist, wochenlang vorher, ist sie gar so zärtlich und lieb gewesen, ich kann dir's nicht genug erzählen . . . . sie ist mir überallhin nachgelaufen, hat mir alleweil in die Augen geschaut, und dann sind ihr die Thränen gekommen . . . ich hab' mir gleich gedacht: Jetzt kommt ein großes Unglück, entweder stirbt sie, oder es sterb' ich . . . und eines Morgens ist sie fort gewesen."

Der Alte konnte nicht weiter reden; er schluchzte; das Mädchen weinte auch.

„Vater," fragte plötzlich das Kind, „ist das Uebel gar nicht fortzubringen? Bleibt das alleweil in der Seele?"

Der Alte sagte nichts, er stöhnte. Das Mädchen weinte hell auf und eilte aus der Stube.

Am nächsten Tage war die Kunde vom großen Siege der Tiroler bereits nach Mittwalden gedrungen. Ueberall herrschte Freude und Jubel. Nur droben im Jägerhäuschen wollte die Freude nicht einkehren. Einige heimziehende Schützen hatten die Nachricht gebracht, dass der Sillhofer Knecht gefallen sei. — Der alte Jäger im Waldhause saß dumpf brütend in seiner Stube. Das Mädchen war in der Küche beschäftigt. Später suchte es den Vater auf. Es war eine Aenderung mit dem Mädchen vorgegangen. Es war heute so bleich, es schien in der letzten Nacht um einige Jahre älter geworden zu sein. — Ein tiefer Ernst lag auf seinen Zügen.

„Vater,“ begann es, „deine Reden sind mir heut' die ganze Nacht im Kopf herumgegangen . . . Vater, bist du wirklich mit der Mutter so unglücklich gewesen?“

„Ja, Kind, wir haben viel gelitten, wir sind beide unglücklich gewesen.“

„Vater, am End' wird auch der Friedl mit mir unglücklich.“

„Vefa, das Glück theilt der liebe Herrgott aus, er wird schon alles zum Besten leiten . . . du bist ja so unschuldig, du hast nichts zu büßen."

„Vater, Vater, ich hab' den Friedl so über alles lieb, ich möcht' ihn niemals betrogen haben."

„Du darfst ihm deinen Zustand nicht verheimlichen."

Die beiden schwiegen, dann sagte das Mädchen wieder:

„Vater, ich würd' es niemals über mich bringen, den Friedl zu heiraten, wenn ich wüsste, dass ich ihn nicht glücklich machen könnte."

„Was in der Zukunft liegt, können wir nie sicher ergründen."

„Ich möcht' es aber sicher wissen."

„Vefa!"

„Vater, der Friedl darf meinetwegen nicht leiden; eher will ich das Schlimmste ertragen."

„Du armes Kind!"

„Vater," sagte das Mädchen mit unsicherer Stimme, „jetzt denk' dir einmal,

der Friedl wär' dein Sohn, und ich wäre nicht dein Kind . . . wenn ich dich jetzt fragen thät': ‚Was soll ich thun? Soll ich den Friedl nehmen?‛ Was thätest du mir antworten? — Vater, sag' mir's offen!"

Der Alte war erschüttert. Er dachte lange. Endlich sprach er:

„Mädchen, bist du stark?"

„Ja," erwiderte das Mädchen zitternd, „sag's nur, ich will nicht weinen."

„Vefa," sprach nun der Alte, „wenn du stark bist, wenn du's vermagst, dann tritt zurück! Mein eigenes Leben sagt mir, du machst ihn unglücklich und wirst selber nicht glücklich . . . sicher weiß ich's nicht, aber ahnen thu' ich's."

Das Mädchen wurde aschfahl, es hielt sich am Ofengeländer, um nicht umzusinken, dann hauchte es:

„Vater, du meinst es gut, ich folge."

Später fragte es mit tonloser Stimme:

„Was wird aber der Friedl sagen?"

„Ich werde mit ihm reden," erklärte der Vater; „du weichst ihm aus . . . Männer

verwinden einen solchen Schmerz bald;
. . . er findet schon ein anderes Weib."

Jetzt that das Mädchen einen Schrei; dann kämpfte es mit aller Macht gegen die Thränen. Plötzlich stürzten sie aber dicht hervor, das Mädchen bekam einen Weinkrampf. Sein ganzer Körper wurde erschüttert.

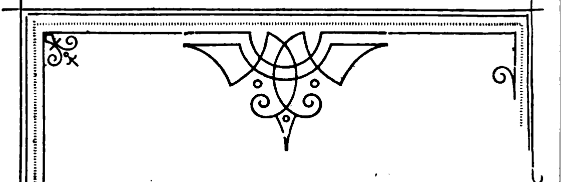
Dann rief es unter heftigem Schluchzen:

„Vater, darf ich dich auch nicht gern haben?"

Der Alte stürzte auf das Mädchen los, umarmte und küsste es. Er brachte nur die Worte hervor:

„Vesa, mein Kind, meine Tochter!"





Scheiden und Meiden.

Ein glasheller, sonniger Frühlingstag lachte in die Berge hinein. Das junge Grün streckte und dehnte sich auf Rainen und Hängen, es wanderte allgemach in die Tiefe hernieder; im zarten Grasteppich glühten die neckischen Aeuglein der Stern- und Engelsblüeh. Muntere, schwätzende Wässerchen traten überall hervor; man wusste nicht, wo nur das viele Wasser herkomme; die Bächlein fanden in den zugewiesenen Rinnsalen nicht Platz, sie giengen über, sie gruben sich in den Boden ein, liefen in den Maulwurfsgängen fort und sprudelten in

Aeckern, in Wiesen, da und dort als Quellen, als Brünnlein wieder hervor. Auf den Höhen lag noch tiefer Schnee, grelle Lichter blitzten von dort herunter. Der Wald stand schwarz und ruhig, als ob er auf etwas harre. Ein warmer, würziger Hauch zog von Süden her und goss Menschen, Thieren und Pflanzen frische, wallende Lebenslust in die Adern. — In diesen Festtag der Natur hinein sangen und jauchzten die Menschen einen unermesslichen Jubel. — Das Thal herauf kam ein langer Zug heimkehrender Schützen. Bunte Fähnchen wehten über ihnen, die weißen Federn tanzten lustig auf den Hüten, ein heller Jauchzer überstürzte den andern. Eine Schar junger Burschen sang frohe Lieder. — Das klang so frisch und munter:

„A Büchsl am Ruck'n,
A Federl auf'n Huet;
Durch und durch ist mei Herzl
Tirolisch und guet!“

In der Mitte des Zuges schritt der Sillhofer Friedl neben dem Hauptmann

seiner Compagnie. Das Thal und die Berge schienen ihm heute ganz anders als vor einer Woche; es dünkte ihn, sie hätten ein Festkleid angezogen und riefen ihm zu: „Grüß Gott wieder in Tirol!“ Der Sillhof blinkte längst schon mit seinen hellen Fenstern ins Thal hernieder, jetzt wurde auch das Jägerhaus sichtbar. Der Friedl blickte unentwegt hinauf. Da oben strahlte sein Glück, das er jetzt bergen wollte im freien, theuren Heimatlande. — Die Schützen rückten in das Dörfchen Ambach. Dichte Volksmassen hatten sich angesammelt und bildeten links und rechts am Wege Spalier. Der gegenseitige Jubel kannte keine Grenzen. Ueberall Tücherschwenken, Jauchzen und Grüßen. — Die Capelle setzte rauschend ein zu einem feurigen Kriegsmarsch; da gab es den Schützen einen Ruck — wie Erz floss es in ihre Glieder; selbstbewusst und stramm wie geschulte Truppen marschierten sie einher. Der Friedl knöpfte seinen Rock zu, dass die Goldstreifen am Kragen mehr sichtbar

würden. Er wünschte, dass die Vefa da wäre und ihn als Lieutenant an der Spitze seiner Compagnie schaue. Er konnte es sich nicht anders denken, als die Vefa m ü s s e da sein und ihre Augen auf ihm ruhen lassen, ihn irgendwo aus der Menge heraus grüßen. — Seine Blicke schweiften suchend die Reihen entlang. — Da war sie schon. — Er salutierte freundlich — im nächsten Augenblicke wurde er roth — es war eine andere gewesen. Seine Augen blickten noch rascher, sie suchten vergebens. Als die Compagnie zum Dorfe hinausmarschierte, lagerte eine kleine Wolke auf Friedls Stirn.

Droben im Waldhause waren auch zwei große, blaue Augen auf Ausschau. Sie sahen die Scharen der Landstürmer auf der Straße herziehen, sie sahen das Blitzen der Waffen, sie sahen die bunten Wimpel, sie erblickten die lichten Federn auf den Hüten — aber diese Augen wurden auf einmal trüb. Als die hellen, frischen Jauchzer und die rauschenden Weisen des Kriegs=

marsches herauftönten, stürzten helle Bäch-
lein unter den schwarzen Wimpern hervor.

Vesa war heute allein zuhause. Der Vater war am Morgen fortgegangen. Er hatte gesagt, er müsse eine Reise über das Gebirge machen; er werde einige Tage ausbleiben — Vesa solle das Haus gut verschlossen halten und niemanden einlassen.

Der Alte hatte gestern über seine und seiner Tochter Zukunft lange nachgedacht. Es war ihm klar geworden, dass nach dem, was vorhergegangen, seine Tochter das Leid nicht überwinden könne, hier in der Nähe ihres verlorenen Bräutigams zu leben. Auch fürchtete er, dass hier noch größere Schmerzen auf das Kind einstürmen und das geknickte Herz vollends brechen könnten. Ueber ihn selbst kam ein brennendes Heimweh. Er redete sich ein, dass eine Rückkehr in seine Heimat jetzt gefahrlos sei, dass man ihn nach den vielen Jahren nicht mehr kennen werde, dass er sich seinen Verwandten offenbaren und ihnen wenigstens sein Kind anvertrauen dürfe. Endlich war

der Plan fertig. Er wollte das Jäger-häuschen verkaufen, mit seiner Tochter fortziehen in die Heimat am Schwarzwald, von dort aus dem Friedl einen Brief schreiben und ihn über alles aufklären. Er gieng umso lieber auf diesen Plan ein, als es ihm unendlich schwer wurde, mit dem Friedl über die Sache zu reden, und als er von dem Burschen einen heftigen Widerstand fürchtete. — Dem Mädchen sagte er vorläufig nichts von seinem Plan. — Im benachbarten Genaunerthal wusste er einen Käufer für sein Haus. — Diesen wollte er aufsuchen und den Handel ins Reine bringen. — Als er fortgieng, hatte er keine Ahnung, dass der Friedl so schnell zurückkommen werde; er glaubte, der Krieg müsse noch lange dauern. — —

Vefa hatte zu Mittag die ersten Gruppen der heimkehrenden Landstürmer bemerkt. — Später waren die Züge immer länger und dichter geworden. Als sie das Jauchzen und die Musik vernahm, schrak sie zusammen. Die Schützen kamen, der Friedl kam —

und der Vater war nicht zuhause. — Ihr Herz pochte, sie fühlte sich nicht imstande, dem Friedl mitzutheilen, dass alles vorbei sei; nein, sie selbst konnte das nie und nimmer thun! — Sie durfte nicht mit ihm reden; denn wie leicht konnte sie schwach werden, ihren Entschluss aufgeben? — Die Fanfaren der Kriegsmusik klangen hell und fröhlich wie zum Hochzeitsfeste. — Ein Funken der Hoffnung wollte sich in Vefas Herz stehlen; sie unterdrückte ihn schnell. — Nein, sie durfte den geliebten Mann nicht unglücklich machen, es wär' eine Sünde — — und sie wollte nicht, sie schwor es hoch und theuer. — Aber was thun, wenn er kam? Es blieb nichts übrig, als die Thüre zu sperren, wie es der Vater befohlen, und niemanden einzulassen — auch ihn nicht.

Der Sonnschatten rückte bereits die jenseitige Thalwand hinauf und hauchte einen goldig-rothen Farbenton über Berg und Wald, als der Friedl sich dem Waldhause näherte. Es wunderte, ja, es kränkte ihn fast, dass seine Braut ihm noch nicht

entgegenkam. Die Thüre des Jägerhauses stand nicht offen, wie sonst um diese Zeit. Der Friedl schritt hastig auf dieselbe zu und drückte an die Thürklinke. Allein die Thüre war versperrt. Er gieng zum Fenster und blickte in die Stube. Die Stube war leer, auf dem Tische lag Vefas Strohhut mit dem rothen Bande. Er gieng zur Thüre, klopfte wieder und nannte seinen Namen. Drinnen gieng ein Bellen los, dann ein Winseln und ein Kratzen an der Thüre. — Phylax, der große Haushund, hatte den Friedl erkannt und äußerte seine Freude. Vefa musste zuhause sein, denn der Hund wich nie von ihrer Seite. — Der Friedl gieng in den Wald hinaus, schritt eine Zeitlang unter den Bäumen hin, dann kehrte er zurück, fand aber das Haus noch verschlossen und erhielt keine Antwort auf sein Rufen. — Als es schon anfieng zu dunkeln, wanderte er in den Sillhof zurück. Eine Magd erklärte, sie habe die Vefa noch um Mittag vor dem Häuschen gesehen. — Der Friedl war sehr

unruhig. — Am nächsten Vormittag lenkte er seine Schritte abermals dem Jägerhäuschen zu. Er machte heute dieselbe Erfahrung wie gestern; nur hörte er auch vom Hunde keinen Laut. Nun wurde er bestürzt, er fürchtete, dass den Waldleuten ein Unglück zugestoßen sei. Er überlegte, was zu thun sei, und während er sann, gieng er planlos im Walde fort. Plötzlich hörte er freudiges Bellen, und schon sprang des Jägers großer Zottelhund in langen Sätzen auf ihn zu. Der Friedl schaute nach der Richtung, woher der Hund gekommen, und sah tiefer unten zwischen den Baumstämmen eine weiße Gestalt forthuschen. Es musste die Vefa sein, denn das Mädchen trug immer weiße Kleider; jetzt kam die Gestalt in eine Waldluke, er sah sie genau — sie war es.

„Vefele!" rief er im schmerzlichen Tone. Er hörte einen leisen Schrei, die Sträucher schlugen hinter dem weißen Kleide zusammen. Der Hund sprang einigemal an dem Burschen in die Höhe, stieß ihn freundlich mit der

Schnauze, dann eilte er in langen Sätzen der Herrin nach. — Der Friedl blickte düster. — Es war ihm jetzt klar, dass hier etwas vorgefallen sei. Er dachte an Verleumderzungen; er sann nach, ob er Feinde habe, die seinem Glücke neidisch im Wege stünden; er überlegte, ob ihm die Vesa gram sei, weil er in den Krieg gezogen; aber alles dünkte ihn nicht wahrscheinlich. — Er schritt dem Hause zu. Es war verschlossen; aber jetzt bellte drinnen wieder der Hund. Der Bursche flehte das Mädchen an, es solle ihm öffnen; wenn etwas wider ihn vorgebracht worden sei, so wolle er sich verantworten. Im Hause rührte sich niemand als der Hund. Mit tiefem Wehe im Herzen gieng der Friedl zurück in den Sillhof. — Als es dunkel geworden war, versuchte der junge Bauer noch einmal sein Glück. Er stieg die Waldlehne hinan; er sah Licht in Vesas Kammer. Als er näher kam, verlosch das Licht. Die Thüre war ebenso verriegelt wie gestern und heute in der Früh. Alles

Klopfen und Bitten nützte nichts. — Jetzt wurde der Friedl unmuthig, fast zornig. — Er wandte dem Häuschen seinen Rücken und gieng mit raschen Schritten heimwärts. Drunten vom Waldgraben herauf klang seine Stimme. Er sang:

„Hast a g'sagt, that'st mi lieb'n,
Hast's a nit gethan,
Pfui, scham' di, so z'lüeg'n,
Steht dir a nit guet an!“

Es blieb alles stille, da klang seine Stimme noch lauter:

„Itzt weiß i schon g'nua,
I werd' Urlaub nehma;
B'hüt' di Gott, stolzes Dirnal,
I werd' nimma kemma!“

Droben im Waldhäuschen hörte man einen dumpfen Schlag, dann blieb es wieder ruhig.

Der Friedl kam zwei Tage lang nicht mehr. Vom Jägerhaus ließ weder jemand sich blicken, noch etwas von sich hören. Am dritten Tage konnte der junge Sillhofer die Ungeduld nicht mehr bezwingen. Er

gieng noch einmal hinüber. Heute war die Thüre im Jägerhaus offen. Der Friedl schritt freudig auf dieselbe zu. — Als er eintrat, sah er einen ganz fremden Mann, der gerade mit dem Umstellen der Möbel beschäftigt war. Der Friedl war überrascht und erkundigte sich, was das zu bedeuten habe. Er erfuhr nun, dass der alte Benedict das Häuschen dem fremden Manne verkauft habe und mit seiner Tochter fortgezogen sei; wohin, wusste der Mann nicht zu sagen. — Der Friedl gieng schnell hinaus, er gieng langsam die Waldlichtung hinunter; je weiter er kam, desto tiefer sank sein Haupt auf die Brust hernieder. — —



Sein Stern.

Der Siegesjubel der Tiroler nach dem ersten glorreichen Kampfe am Berg Isel dauerte nicht lange. Die Baiern und Franzosen rückten aufs neue mit großen Heeresmassen ins Land. Im Unterinnthal verübten die zügellosen Rotten scheußliche Greuelthaten. — Aber der Landsturm regte sich bereits in allen Thälern. — Wieder kam es am Berg Isel zur Schlacht. Die Feinde unterlagen zum zweitenmale dem Heldenmuth der Tiroler. — Am 1. Juni stand kein Feind mehr auf tirolischem Boden.

Als Napoleon die Kunde von

der schmählichen Niederlage seiner Armee in Tirol erhielt, war er rasend. Er fürchtete, dass auch andere Länder das Beispiel Tirols nachahmen und seine Pläne durchkreuzen möchten. Darum wollte er den Tirolern ihre Kampflust ein- für allemal verleiden. Er schickte von allen Seiten ungeheure Truppenmassen in das Land. Vom Unterinnthal her, über das Lechthal herein, von Süden herauf, durch das Pusterthal drangen die Feinde in das Land. Viele der bewährtesten Schützenhauptmänner in Tirol verloren den Muth und zogen, bar aller Hoffnung, außer Landes. Andreas Hofer, gestützt auf sein Gottvertrauen, glaubte noch einmal an Rettung. Er erließ aus seinem Verstecke folgenden Aufruf: „Herzallerliebste Tiroler! Absonderlich aufrichtige Passeirer! Seid von der Güte und versehet alle jene Punkte, die ich Euch aufschrieb! Berichtet allen Gemeinden im Lande, und dies mit eilfertigen Staffetten, dass mein Herz nicht untreu sei; man möchte mir verzeihen.

Indem ich vogelfrei bin und eine größere Summe Geldes auf mich gesetzt worden, so bin ich dermalen an einem abgelegenen Ort und werde nicht sichtbar werden, bis ich nicht einsehe, dass sich die wahren Patrioten von Tirol hervorthun werden; wegen Gott, Religon und Vaterland wollen wir streiten und kämpfen. Dann werde ich den ersten Augenblick sichtbar sein und sie anführen und commandieren, soviel mein Verstand vermag. Euer treues Herz Andre Hofer, Obercommandant von Passeier, dermalen, wo ich bin."

Das Schreiben Hofers machte einen gewaltigen Eindruck. Ueberall bildeten sich wieder Schützencompagnien. — Anfangs August waren die Feinde in Tirol eingerückt, und binnen einer Woche waren sie im Pusterthal, im Oberinnthal, in Wälschtirol zurückgeschlagen oder gefangen. Marschall Lefebvre, der die Verbindung mit dem Südheere von Innsbruck aus herstellen sollte, wurde mit ungeheuren Verlusten nach Innsbruck zurückgetrieben. Hofer

und Speckbacher folgten ihm auf dem Fuße.

Marschall Lefebvre hatte trotz seiner Niederlagen immer noch 25.000 Mann. Mit diesen wollte er das Glück in einer großen Schlacht versuchen. — Die Tiroler fühlten, dass die Dinge sich abermals um Innsbruck entscheiden würden; daher drängte alles nach Innsbruck, vom Süden und vom Norden. Am 12. August standen ungefähr 18.000 Schützen auf den Höhen um Innsbruck. Hofer bestimmte den 13. August, einen Sonntag, zur Schlacht.

Die Nacht vor dem Kampftage war sehr finster. Tausende funkelnder Sterne blitzten und äugelten so lieb und munter vom dunklen Himmelszelt hernieder, als ob sie nichts wüssten vom Jammer unten auf der finstern Erde und von den feindlichen Menschen, die sich dort mit todtbringenden Waffen gegenüberstanden.

Der Sillhofer Friedl lag mit seinen Schützen ganz nahe am Berg Isel hinter dem Rösslhof. Der Friedl blickte hinauf

23*

zu den rührigen, glänzenden Lichtern am Nachthimmel, und je länger er schaute, desto weher that ihm das Herz. Er hatte in den letzten Monaten schwer gelitten; oft hatte er gemeint, das Herz müsse ihm stille stehen; allein dieses Wehe, das heute in seinem Innern brannte, dieses bittere Wehe hatte er früher niemals verspürt. Etwas ganz Unerklärliches, etwas Bleischweres war über ihn gekommen. — Er blickte fortgesetzt in die Sterne hinein; jetzt dünkten sie ihn wie Augen, die sich aufthaten und wieder schlossen. Diese Augen schienen ihm so bekannt wie von lieben Freunden und Verwandten. — Wie er schaute und sann, hörte er eine Baritonstimme über sich im Walde singen; das klang so schmelzend und weich:

„Am Himmel dort die Sternlein steh'n,
Sie blicken durch die Nacht so schön —
Und funkeln — und funkeln — und funkeln. —
Sie seh'n mich wie mit Augen an,
Daſs ich den Blick nicht wenden kann,
Nicht wenden kann, nicht wenden kann, nicht
wenden kann!

Der liebe Gott im Himmel thront,
Weiß auch, wer in den Sternen wohnt:
Die Sel'gen — die Sel'gen — die Sel'gen.
Die Sel'gen schauen dort heraus
Von ihrem trauten Vaterhaus
Als Sternlein klar, als Sternlein klar, als
Sternlein klar!

Und in der hellen Engelschar
Glänzt auch ein lichtes Sternenpaar
Vor allen — vor allen — vor allen:
Das sind die todten Lieben mein,
Lieb' Vater und lieb' Mütterlein;
Sie winken mir, sie winken mir, sie winken mir!"

Der Friedl schaute noch starrer hinauf zu den Himmelslichtern, da stürzte eine Thräne aus seinem Auge, dieser folgten noch eine und dann viele. — Er glaubte das Grüßen und Winken von oben zu verstehen; er glaubte manche Augen zu kennen. — Dort über der Waldraftspitze glühte ein ausnehmend großer und heller Stern. — Der Friedl dachte an das Vefele. — Er hatte vom Jäger und seiner Tochter seit ihrem Verschwinden nichts mehr gesehen und gehört. Alles Nachforschen war umsonst geblieben. — Der

Friedl hatte längst alle Bitterkeit gegen das Mädchen vergessen und dachte nur mit stiller Wehmuth an das liebe Kind. — Jetzt in der Nacht unter den glänzenden Sternen kam diese Wehmuth mit doppelter Gewalt über ihn. — War das Mädchen vielleicht gestorben und blickte es jetzt freundlich auf ihn hernieder und winkte es ihm, dass er bald nachkomme? — Das lichte Sternlein gieng hinter einer Felszacke unter. Der Friedl schaute ihm traurig nach. — Gerade so war ihm der lieblichste Stern in seinem Leben untergegangen. — Er schloss seine Augen. Als er wieder aufblickte, war das Sternlein hinter der Steinzinke wieder hervorgeschlüpft.

„Mein Sternl geht wieder auf," sagte der Friedl. Er schaute unentwegt hin und dachte, ob ihm nicht auch das andere Sternlein noch einmal aufgehen könnte.

Da rief eine Stimme neben ihm:

„Ist der Sillhofer von Mittwalden nicht irgendwo da herum?"

„Da bin ich," schrie der Friedl.

Ein alter Schütze kam auf ihn zu.

„Sollst hinaufgehen zum Elendstöckl, es möcht' eins mit dir reden," sagte der Mann.

„Wer ist's denn?" fragte der Bursche.

„Ich mein', Verwandte sind's."

Der Friedl wurde sehr unruhig. Er fürchtete, dass zuhause etwas vorgefallen sei; er schritt hastig den Wald empor.

Als er das Bildstöcklein „Unser Herr im Elend" erreicht hatte, sah er dort zwei schwarze Gestalten. Er erkannte, dass es zwei Frauen in Bauernkleidung waren; ihre Züge vermochte er in der Dunkelheit nicht zu unterscheiden.

„Guten Abend," grüßte er.

„Guten Abend," antwortete eine fremde Stimme, die offenbar einer älteren Frau angehörte.

„Ihr habt mich gerufen?"

„Bist du der Sillhofer von Mittwalden?"

„Der werd' ich wohl sein."

Es entstand eine Pause, dann fragte der Bursche:

„Habt Ihr mir was auszurichten?“

„Sillhofer, geh morgen nicht in die Schlacht!“ sagte die frühere Stimme.

„Warum nicht?“

„Ich sag' dir nur soviel, geh nicht!“

„Wer bist du denn? . . . Willst du mich zum Besten haben?“

„Nein, gewiss nicht, Sillhofer!“

„Oder bist du am End' gar von den Baiern geschickt?“

„Das auch nicht, aber geh nicht in die Schlacht, es ist besser für dich.“

„Was für mich besser ist, weiß ich selber. . . . Hast du mir sonst was zu sagen?“

„Nein.“

„Dann kann ich wieder gehen.“

„Sillhofer,“ sagte die Stimme ganz leise, „jemand, der dich einmal lieb gehabt, läſst dich bitten, du sollst morgen nicht in die Schlacht ziehen . . . du sollst diese letzte Bitte erfüllen.“

„Jemand, der mich lieb gehabt? . . . Jesus, Maria, wohl gar das Vefele?“ schrie der Friedl; „wo ist sie denn? Kann

ich sie noch einmal sehen? Oder ist sie gestorben? . . . Sprich, red'!"

Da klang es plötzlich so wohlbekannt und schmerzlich ganz unmittelbar neben ihm:

„Friedl!"

„Vefele!" schrie der Bursche und flog auf die andere Gestalt los. Das Mädchen schluchzte herzbrechend; der Friedl sagte in weichem Tone:

„Vefele, was hab' ich dir gethan? . . . Warum hast du mich verlassen? . . . Gelt, jetzt ist alles wieder gut, jetzt gehst nimmer fort?"

Das Mädchen kam vor Schluchzen lange nicht zu Worte. Endlich wurde es ruhig, und nun erzählte es mit bebender Stimme alles, was sich seit Friedls Abschied zugetragen. Es schilderte den furchtbaren Seelenzustand, der plötzlich gekommen — wie es nur deshalb geflohen sei, um den Friedl nicht unglücklich zu machen, wie der Vater mit ihm in die Heimat habe ziehen wollen; aber da konnte es nicht mehr reden, Thränen erstickten seine Stimme. — Es

griff nun die Begleiterin ein. Sie erzählte, die fremden Leute seien nicht weitergekommen als bis Telfs im Oberinnthal. Dort sei der Alte krank geworden. Sie selbst sei eine Bäuerin in Telfs, und in ihrem Hause sei der fremde Mann vierzehn Wochen krank gelegen. Vor zwölf Tagen sei er gestorben.

Der Friedl war zu Thränen gerührt. Er versuchte das weinende Mädchen zu trösten.

„Vefele," sagte er, „ich hab' dich gern wie dein Vater, ja noch viel, viel lieber . . . wir bleiben jetzt alleweil beisammen und thun einander Gutes."

„Es ist nicht möglich, es ist nicht möglich," weinte das Kind.

„Und warum denn nicht, Vefele?"

„Ich mach' dich unglücklich, dein Lebtag unglücklich!"

„Du närrisches Kind, glücklich machst mich, nur glücklich! . . . Aber wenn du fortgehst, wenn du mich verlaßt, dann bin ich der unglücklichste Mensch auf der

Welt .... Gelt, Vefele, du bleibst da? ... Du gehst mit mir auf den Sillhof, gelt, gelt? ... Vefele, sei so gut, versprich mir das!"

Das Mädchen blieb stille, machte aber heftige Bewegungen; es schien mit sich zu kämpfen. Endlich hauchte es:

„Friedl, ich verspreche es; aber du mußt mir auch was versprechen."

„Alles, alles will ich dir versprechen ... Vefele, red' nur, red' nur!"

„Friedl, geh morgen nicht in die Schlacht!"

„Vefele!" that der Friedl ganz erschrocken.

„Kannst du mir diese Bitte erfüllen?"

„Alles, Vefele, nur das nicht!"

„Dann ist's vorbei!" jammerte das Mädchen.

„Warum vorbei? — Der liebe Gott hat mich bisher geschützt, er wird es auch morgen thun ... dann gehen wir heim, Vefele, heim! ... und nichts wird uns mehr scheiden."

„Nein, Friedl, es ist vorbei," jammerte das Mädchen noch lauter; dann faßte es die Hand des jungen Bauers und flehte wie ein Kind so innig:

„Friedl, diese einzige Bitte, sei so gut, schlag' sie mir nicht ab! . . . ich will dich mein Lebtag nie mehr um etwas bitten."

„Vefele, es geht nicht, ich kann nicht . . . es wär' Verrath, es wär' Treubruch am Vaterland! . . . Wenn ich davonlaufe, halten auch meine Leute nicht stand; und das Vaterland ist in Gefahr! Wir müssen alle zusammenhelfen bis auf den letzten Mann . . . Mein Lebtag thät' ich mich nimmer getrauen, einem Tiroler ins Gesicht zu schauen, wenn ich in dieser Stunde untreu geworden wäre . . . Vefele, mein Vaterland, mein liebes, liebes Tirol darf ich nicht verkaufen!"

„Dann ist alles, alles aus," schluchzte das Mädchen.

„Vefele, sag' etwas anderes, alles will ich thun, gerade das nicht!"

„Es ist alles vorbei!"

„Aber warum denn? Red' g'rad'!"

„Friedl," sprach das Mädchen jetzt mit zitternder Stimme, „ich hab' dir's nicht wollen sagen . . . ich bin g'rad' hergekommen, um dich noch einmal zu sehen und dich zu warnen . . . ich hab' mich gar nicht wollen zu erkennen geben; aber ich bin zu schwach gewesen, zu schwach! . . . Friedl, es wird wohl nicht Sünd' sein? . . aber sehen hab' ich dich noch einmal müssen, g'rad' noch einmal!" . . .

„Aber, Vefele, was hast denn? . . . Du thust so spassig," unterbrach der Friedl ihre Rede.

„Friedl, sei ruhig und hör' mich an," fuhr das Mädchen fort, „Gott weiß es, ich hab' dir's nicht sagen wollen, g'rad' i ch nicht . . . es kommt mir so schwer an, so unendlich schwer . . .; aber jetzt muss ich's sagen: Friedl, ich hab' dich gesehen, heute Nacht . . . ich bin ganz munter gewesen . . . ich hab' dich gesehen, ganz blass und drei Löcher im Kopf . . . blutrothe Löcher! . . ."

Das Mädchen sank der älteren Frau in die Arme. Der Friedl stand unbeweglich. Wenn es Tag gewesen, hätte man sehen können, wie sein Gesicht bleich wurde.

Das Mädchen hatte sich bald erholt; es fragte ängstlich:

„Friedl, kannst du meine Bitte jetzt erfüllen?"

Der Bursche schwieg eine Weile, dann sagte er:

„Vefele, du hast dich von einem Traume schrecken lassen."

„Nein, nein, Friedl," schrie das Mädchen, „ich kenn' das Gesicht, ich kenn' es genau ... Wie dein Knecht verunglückt ist, ist's g'rad' so gewesen ... ganz so beim Vater, ganz so!"

„Vefele!"

„Gelt, Friedl," bat das Mädchen wieder, „jetzt thust du's, du gehst mit mir? .. wir fliehen ... es merkt's niemand."

„Nein, nein, Vefele," stöhnte der Bursche, „es merken's alle ... und wenn es auch niemand merken würde, ich könnt' es nicht

thun! . . . Ich darf meinem Vaterland nicht untreu werden, nie und nimmer! . . . O Vefele, wenn du nicht wärest, wie gern würde ich meinen letzten Tropfen Blut hingeben für mein liebes Tirol! . . . Als einen Festtag würd' ich den Tag ansehen, wo ich sterben könnte für mein liebes Tirolerland! . . . Aber so thut's wehe! So thut's wehe!"

Er hielt eine Zeit lang inne, dann sagte er plötzlich:

„Vefele, kannst du mir's verzeihen?"

„Ja," sagte das Mädchen etwas gefasster.

„Vefele, was sein muss, muss sein . . . bet' für mich, denk' hie und da an mich."

„Friedl," stöhnte das Mädchen, „ich bleib' dir treu! . . . Ich komm' bald nach, dann feiern wir im Himmel droben Hochzeit."

„Du liebes, gutes Kind!"

Sie blieben eine Weile still, das Mädchen schluchzte leise. — Dann sagte der Friedl:

„Vielleicht ist alles nur ein Traum. . . . Vefele, morgen um diese Stunde ist

der Kampf aus . . . Sei so gut und komm morgen wieder herauf an diesen Ort . . .; wenn Gott will, komm' ich auch, und dann ziehen wir heim!"

Er schwieg, das Mädchen weinte. Lange Zeit standen sie wortlos nebeneinander. — Plötzlich wischte sich der Friedl auch eine Thräne aus dem Auge; dann reichte er dem Mädchen die Hand.

„Vefele, ich muss jetzt gehen," sprach er, „ich möchte noch beichten und unsern Herrn empfangen . . . Vefele, leb' wohl und nichts für übel haben! . . . Bet' auch ein Vaterunser für mein liebes Vaterland! . . . Auf Wiedersehen!"

Er drückte leise ihre Hand, sie erwiderte den Druck, dann sank sie abermals der Frau in die Arme; der Friedl verschwand zwischen den Bäumen.

— — — — — — — — — — —

Die ganze Nacht hindurch spendeten die Geistlichen den Kämpfern die heiligen Sacramente. Von morgens zwei Uhr an wurden heilige Messen gelesen. — Diese Feier der

heiligen Geheimnisse in der Stille der Nacht weckte eine heldenhafte Begeisterung für den Kampf. — Sobald es hell wurde, begann das Schießen, um sechs Uhr war der Kampf allgemein. Es war keine Schlacht, sondern ein Schlachten. „Mann wehrte sich gegen Mann in rasender Erbitterung, und je mehr Blut floss, desto weniger wurde es geschont.“ Unentschieden wogte der Kampf den ganzen Tag hin und her. Die Baiern fochten wie ergrimmte Löwen. Ihre Tapferkeit konnte nur von den Tirolern überboten werden. — Nach dem Abendläuten hörte das Morden auf, der Kampf war unentschieden. — Am nächsten Tage, dem 14 August, griffen die Passeirer wieder an. — — Die Franzosen und Baiern hielten bloß mehr zum Scheine Widerstand. Der Marschall Lefebvre hatte bereits den Abzug beschlossen. Seine großen Verluste und die Bedrohung seiner Rückzugslinie riethen ihm schleunige Flucht. — So hatten die Tiroler das drittemal einen weit überlegenen Feind geschlagen und das

Land gerettet. — Der Jubel war unbe-
schreiblich.

Die Vesa war am Abend des ersten Schlachttages traurig hinaufgewandert zu „Unserem Herrn im Elend“, aber der Friedl war nicht gekommen. — Er lag drunten auf dem Schlachtfelde, kalt und bleich, und hatte drei Löcher in seinem Kopfe. —

* * *

Drei Tage später wurde der gefallene Lieutenant der Mittwaldner Schützen in Ambach zu Grabe getragen. Die Glocken klangen so traurig, eine Schützenmusikcapelle spielte ergreifende Weisen; beinahe niemand konnte sich der Thränen enthalten. Am meisten weinte ein fremdartig gekleidetes, blasses Mädchen hinter der Leiche. — Es war Vesa, die Braut des todten Schützen. Als die Schützen eine Ehrensalve über das offene Grab hinschossen, zuckte das Mädchen heftig zusammen; es drohte umzufallen; dann wurde es von einem Weinkrampf geschüttelt. — Auch während der Seelenmessen schluchzte das Kind in einemfort. —

Später stieg es mit den Sillhofer-Leuten den Berg hinan. Man hatte das Mädchen gebeten, einige Tage im Sillhofe zu bleiben. Das neu hergerichtete Familienzimmer wurde ihm zur Wohnung angewiesen. — Dort brachen die Thränen von neuem hervor. Die sorgfältige Einrichtung, der zarte Zimmerschmuck, alle Gegenstände riefen dem Mädchen wieder das Bild des Friedl und den kurzen, lieblichen Glückstraum vor die Seele. — Man wollte das Mädchen beruhigen, allein es hörte auf kein Wort des Trostes. Die Thränen flossen ununterbrochen über seine Wangen. —

Von Tag zu Tag wurde das fremde Kind blässer. Die Leute fiengen an, Besorgnis zu hegen. — Eines Abends saß das Mädchen vor dem Hause und starrte wie leblos in das Blaue hinein. Auf einmal wurde es auffallend heiter. Es eilte in die Stube und sagte, es werde bald eine Hochzeit abgeben, der Bräutigam sei schon da gewesen. — Die Leute meinten, das Kind sei irre geworden. Das Mädchen

24*

redete aber sonst ganz vernünftig. — Nach dem Rosenkranz legte es sich mit den andern zu Bette, aber am nächsten Morgen stand es nicht mehr auf. — Es war von einem heftigen Fieber befallen. Man holte einen Doctor. Dieser zuckte die Achseln und gab wenig Hoffnung. — Das Fieber wurde immer stärker; das Mädchen bewegte sich in den tollsten Phantasien. Oft schrie es laut nach dem Friedl. — Nach kaum einer Woche erlag es der Krankheit. — Es war ein heiterer Sommertag, und die Glocken sangen beinahe freudig, als man das Kind auf den Friedhof von Ambach hinuntertrug. — Sein Grab war unmittelbar neben d e m des Friedl aufgemacht worden, weil es so die Reihe traf.

Der Friedl war schnell gekommen, seine Braut heimzuführen. —

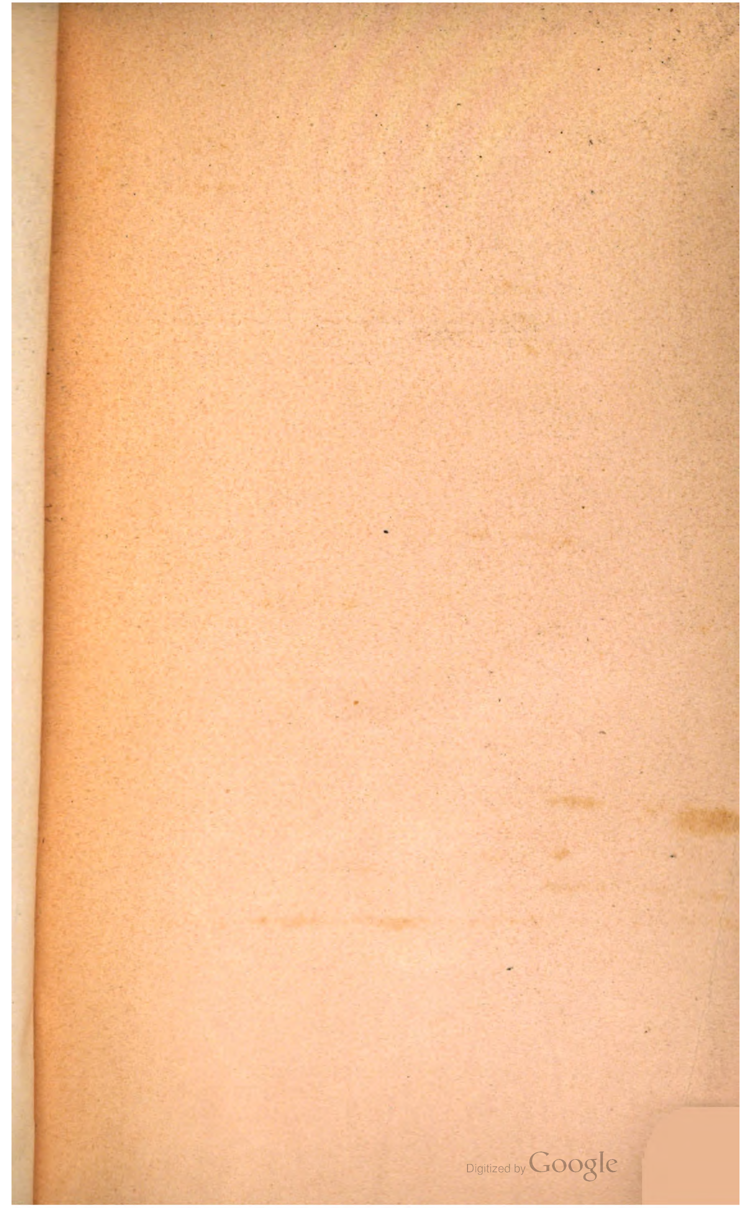


Inhalt.

Die Heldenbraut. Seite



Preßvereins-Buchdruckerei Brixen



Preßvereins-Buchdruckerei, Brixen.

